

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0007

LOG Titel: I. Kindheit und Jugend.

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

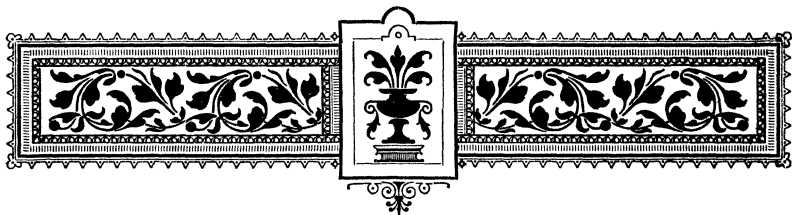
Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



I.

Kindheit und Jugend.

1789 bis Herbst 1796.

Am 27. Januar 1789 bin ich in Kopenhagen geboren und erhielt am 15. Februar in der heiligen Taufe den Namen Elise.

Meine Eltern waren Magnus Graf v. Dernath, damals in dänischen Diensten, und Charlotte, geborene Gräfin Bernstorff. Mein Vater hatte keine Geschwister und starb als Letzter seines Stammes, da seine Söhne ihm vorangegangen waren. In meiner Erinnerung leben von Verwandten väterlicherseits nur der allezeit gütige Großvater, Besitzer des Gutes Hasselburg in Holstein, seine dritte*) Gemahlin, geborene v. Köller, gestorben 1801, und später die vierte, geborene v. Ahlden, die ihn lange überlebte.

Mütterlicherseits war die nächste Verwandtschaft desto reicher, und ich nenne hier außer den Großeltern Bernstorff die Geschwister meiner Mutter, nicht nur weil sie eine so große Rolle in diesen Blättern spielen werden, nicht nur weil ich von Kind auf mit schwärmerischer Liebe und Verehrung an ihnen hing, sondern hauptsächlich weil der zweite, der Lieblingsbruder meiner Mutter, Christian, im Jahre 1806 mein Gemahl wurde.

*) Seine erste Gemahlin war Elisabeth Christiane Scheel v. Plessen, gestorben 1770; die zweite Sophie Magdalene v. Holstein, gestorben 1783.

Er ist der Mittelpunkt meines Lebens, und um sein theures, hohes, edles Bild klar und licht für Kinder und Kindeskinde zu erhalten, habe ich diese Blätter geschrieben.

Mein Großvater mütterlicherseits war der dänische Staatsminister Andreas Petrus Graf v. Bernstorff, Besitzer des herrlichen Gutes Bernstorff bei Kopenhagen; seine erste Gemahlin Henriette, Gräfin v. Stolberg-Stolberg (Schwester des Dichters Friedrich Leopold Stolberg). Ein reicher Kinderkreis scharte sich um diese Eltern:

1. Hans, geboren 1767, gestorben 1791, vermählt mit Konstanze Gräfin v. Knuth auf Gyldensteen;
2. Andreas, geboren 1768, gestorben 1786;
3. Christian Günther, geboren 1769, gestorben 1835, mein späterer Gemahl;
4. Charlotte, geboren 1770, gestorben 1841, meine Mutter, vermählt mit dem Grafen v. Dernath;
5. Joachim, geboren 1771, gestorben 1835, vermählt mit Sophie v. Blücher;
6. Fritz, geboren 1773, gestorben 1838, vermählt mit Mandine v. Hammerstein;
7. Luise, geboren 1776, gestorben 1856, vermählt mit dem Grafen Cajus v. Neventlow;
8. Emilie, geboren 1777, gestorben 1811, vermählt mit dem Grafen Karl v. Rankau;
9. Magnus, geboren 1781, gestorben 1836, vermählt mit Josephine Gräfin v. Baudissin.

Im Jahre 1782 starb die Großmutter Henriette, und im Jahre 1783 heirathete der Großvater ihre Schwester, Gräfin Auguste v. Stolberg-Stolberg.*) Der einzige Sohn dieser Ehe, Karl, geboren 1788, starb als vierjähriges Kind.

Ich habe nur sonnige, glückliche Erinnerungen aus meiner frühen Kindheit. Ebenso heiter wie der Sommer mit seinen ländlichen Freuden verstrich mir der Winter in Kopenhagen. Die Einsamkeit, in der ich aufwuchs, weil mir Schwestern versagt und die Brüder mir entrisfen waren, empfand ich keineswegs als solche, zumal nicht, ehe ich eine

*) Bekannt durch ihren Briefwechsel mit Goethe.

Gouvernante bekam, denn da spielte ich den ganzen Tag bei meiner Mutter im Zimmer umher, meistens mit Puppen, die ich wie Kinder liebte.

War die Mutter nicht zu Hause, so unterhielt mich ihre schwarze oder ihre blonde Schilling, zwei Schwestern, die in ihrem Dienst standen, oft auch der Kammerdiener Wald, mit dem ich bekannt geworden war, während er meine Mutter frisirte. In seiner vielseitigen Kunstfertigkeit schuf er mir herrliche Landschaften aus Moos und lehrte mich allerlei Niedlichkeiten. Meine Eltern ruhten indeß nicht, bis sie mir eine Gefährtin gegeben hatten; sie fanden solche in der Tochter eines alten Freundes der Familie, Charlotte Clausewitz, deren Vater gestorben war und die Seinigen in sehr bedrängter Lage hinterlassen hatte. Charlotte, mit mir gleichen Alters und schon früher meine Gespielin, ward mir also als Pflegeschwester beigelegt, während ihr Bruder Gottlob von den Großeltern Bernstorff aufgenommen und von der Großmutter leider sehr verzogen wurde.

Charlotte war ein hübsches, durch ihr stilles melancholisches Wesen für Viele anziehendes Kind; aber sie paßte nicht eben sehr zu ihrer Gespielin, der immer lachenden Lilli (so nannte man mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß in meinen jüngeren Jahren). Sie war eine sehr schwermüthige Natur, und sie gefiel sich in dieser Melancholie. Ich erinnere mich meines Erstaunens, als sie, im Alter von 6 bis 7 Jahren, mit sentimentaler Miene mir gestand, daß ihr der todte Baum im Garten lieber sei als der grüne, weil er besser zu ihrer Stimmung passe.

Des Sommers pflegten meine Eltern entweder in Holstein bei den Großeltern Dernath auf deren Gut Haffelburg zu sein oder sich ein Landhaus in der Umgegend von Kopenhagen zu miethen, bis mein Vater späterhin das große Gut Antvorskow kaufte.

Auf einer unserer Reisen nach Holstein erinnere ich mich, im Nebewagen mit meiner Wärterin fahrend, eingeschlafen und umgeworfen worden zu sein. Ein großer Apfel, den ich in der Hand gehalten, war mir entfallen; durch den Stoß erwachend, sehe ich den Apfel über den Weg rollen und glaube noch mein Zetergeschrei zu hören und das Erstaunen der Umgebung zu bemerken, als mir kein Glied, sondern nur der Apfel fehlte.

Von Haffelburg, dem freundlich-schönen Ort mit der wunderbar großen und herrlichen „Diele“, den kühn emporsteigenden Treppen und der

schwindelerregenden Galerie ist mir außerdem nur noch eine Erinnerung geblieben, und zwar eine recht trübselige, die nämlich an meine erste und, ich hoffe, wohl auch meine letzte Rüge und die darauf folgende fürchterliche Strafe. Es war keine der beiden guten Schillinge, sondern die Jose meiner Großmutter, die mich verführt hatte, verbotene Nüsse zu naschen und es zu verheimlichen. Ich wurde, namentlich bei Tisch, äußerst streng gehalten, bis später meine Mutter die Zügel, an denen sie mich beim Essen leitete, so ziemlich fahren lassen mußte, als ich ihr an der großen Emfendorfer Tafel unerreichbar wurde, und so nachtheilig diese reichen und zu unerhört später Stunde stattfindenden Dinners meiner Gesundheit gewesen sein mögen, so schreibe ich es doch dieser größeren Freiheit in der Wahl der Speisen zu, daß ich aus einem sehr eigenen und wählerischen Kinde eine Person geworden bin, die durchaus Alles gern ißt. Dies zur Beachtung für gar zu strenge Eltern.

Des Sommers in Rudegaard, dessen schöne Umgebung mir schon damals in dem grünen Zauberlicht erschien, welches noch alle seeländischen Gegenden in meiner Erinnerung verklärt, gedenke ich mit besonderem Vergnügen. Ich höre noch das Rauschen des mächtigen Waldes, der sich an unseren Garten angeschlossen und mir Schauer der Angst wie der Lust einflößte, ich freue mich noch der freieren besonnten Plätze in ihm, wo ich so herrliche Erdbeeren sammelte. Mein größtes Vergnügen war indeß damals der Umgang mit der alten Haushälterin Sagern, die mit mir spazierte und mir Märchen erzählte. Es machte mir Freude, ihre kleinen Habseligkeiten zu verstecken; einmal schnitt ich sogar den Schoß ihrer Kontusche ab und verkündete nun triumphirend, ich hätte sie modernisirt.

Schloß Antvortskow ward mir über Alles lieb. Es bildete ursprünglich ein Viereck, in dessen Mitte sich der Burghof befand. Ein Flügel des Schlosses war zum Theil verfallen. Die Kapelle, der Mittersaal, der Burghof, die niedrige alterthümliche Pforte, die als Haushür gebraucht wurde, die langen öden Kloostergänge, die schmalen Stiegen, Alles sprach mich romantisch an. Die Wohnung meiner Mutter war freundlich eingerichtet. Aus dem hellen Gartensaal trat man auf die hohen Terrassen, wo mich der Wind mit so lustiger Gewalt faßte und herumwirbelte. Unten in dem engen Thal gab es viel Erdbeeren. Auch für den großen Wald, in dem wir auf unseren Fuß- und Fahr-

Promenaden immer neue Partien entdeckten, hatte ich eine mit Grauen gemischte Vorliebe. Eine Stelle darin, wo auf gekappten oder halb umgeworfenen, dürren Bäumen Hunderte von Reihernestern zu schauen waren, steht noch wie ein Spuk vor mir.

Hier in Antwortskow veranstaltete mein Vater seinem Schwiegervater, dem Minister Andreas Petrus Bernstorff, am 28. August 1796 eine herrliche Geburtstagsfeier, mit der ein Erntefest verbunden wurde. Nachdem wir Kinder den Großvater bekränzt, ihm auch wohl Verse hergesagt hatten, verkroch ich mich zwischen seinem Sessel und dem meiner Großmutter, die beim schönsten Wetter auf dem Schloßhof, dem großen Thorweg gegenüber, aufgestellt waren. Aus diesem trauten Versteck heraus freute ich mich bewundernd und staunend des ländlich prächtigen Aufzuges von so viel gut berittenen Bauern und der Menge bekränzter und mit Laubdächern versehener Wagen, auf welchen Bauern und Bäuerinnen laut jubelnd Kränze und Tücher schwangen. Beim folgenden Tanz auf dem festlich geschmückten und gedielten Hofraum wurde auch ich oft mit in die Reihen gezogen. Die Erhitzung beim Tanzen mußte ich jedoch mit dem ersten Kranksein meines Lebens büßen, denn in der Nacht befielen mich böse Krämpfe, die auch zwei bis drei Jahre hindurch von Zeit zu Zeit nächtlich wiederkehrten; auf mich machten sie aber so wenig Eindruck, daß ich nie begriff, weshalb sie meiner Mutter so viel Thränen kosteten. Die Kuren, die man mich dagegen brauchen ließ, namentlich die unzählig vielen Blutegel, mit denen man mich quälte, schienen gar keinen Einfluß auf das Uebel auszuüben, thaten dagegen meiner bis dahin kernfesten Gesundheit wohl dauernden Schaden. Nur noch einen Sommer, 1797, brachten wir, ehe wir Dänemark verließen, auf Antwortskow zu. Später habe ich mehrmals, wenn ich in der Morgen- oder Abenddämmerung die Station zwischen Schlagelsee und Ringstedt zurücklegte, das alte, mir einst so liebe und traute Schloß in magischer Beleuchtung wie ein Wahrzeichen aus meiner glücklichen Kindheit liegen sehen. Als ich aber am 3. Juli 1834, durch Schlagelsee kommend, mit Sehnsucht nach dem großen alten Gemäuer blickte, das sich mir im Geist so oft dargestellt hatte, siehe da suchten meine Augen es vergeblich. Das Schloß Antwortskow war vom Erdboden verschwunden — es war abgetragen, und ein kleines Haus war an die Stelle gebaut worden, in welchem es dem jetzigen Besitzer vielleicht

viel wohler war, als wenn er noch die großen alten Räume bewohnt hätte; mir aber war traurig, recht traurig zu Muth!

In Kopenhagen selbst hatte ich viel Umgang. In der Familie meines Onkels, des Grafen Baudissin (seine Gemahlin war die Schwester meines Vaters),*) war ich wie zu Hause; mit ihr besuchte ich alle Sonntage ein Kinderkränzchen, welches sich abwechselnd in den Häusern Brun, Kirstein, Luetke versammelte. Brun war damals noch ein kleiner Kaufmann; seine Gutmüthigkeit und Jovialität hatten ihm die Liebe der Jugendfreundin meiner Mutter, der nachherigen Dichterin Friederike Münter, gewonnen. Er lebte damals noch in glücklicher, ja zärtlicher Ehe mit ihr, und ihr Haus war der Sitz der Freude. Vier muntere Kinder waren meine Spielgefährten; die älteste Tochter, Lotte, nannte ich schon Freundin, während die jüngste, die später berühmt gewordene Ida, uns häufig mit ihren drolligen Einfällen belustigte.

Eines dieser großen Kinderzirkel erinnere ich mich mit besonderem Entzücken. Es mag wohl am 27. Januar 1797 gewesen sein. Meine Gouvernante, Fräulein Randahl, hatte ein vortreffliches Mahl in meiner Küche bereitet, die ich zu Weihnachten erhalten hatte und die so groß war, daß ich, die ich ein sehr großes Kind war, aufrecht darin stehen konnte. Zwei Tage hatte die gute sachkundige Randahl gekocht, gebraten und auch das Amt eines Konditors versehen, wobei Charlotte und ich ihr helfen durften. Endlich als dieses herrliche Souper im unteren Saal auf einer, wie mir schien, unabsehbar langen, aber niedrigen gedeckten und servirten Tafel aufgetragen war, da fühlte ich mich überglücklich. An beiden Enden der Tafel machten Charlotte und ich die Honneurs und legten vor; den verdünnten und versüßten Wein kredenzte uns der herrliche Großvater Bernstorff. Ich sehe den großen, edlen, schönen Greis, wie er mit so freundlichem Vergnügen unsere Tafel umkreist, nach manchem der Gerichte fragt, Einiges kostet und unsere wirthschaftliche Geschicklichkeit rühmt; ich höre seine sonore Stimme, mit der er, eines unserer kleinen Gläser ergreifend, Gesundheit ausbringt: die der ganzen Tischgesellschaft, die des Geburtstagskinds, die des väterlichen Hauses. Ach der letzte Wunsch ging nicht in Erfüllung, da dieses liebe Haus bald darauf aufgelöst ward.

*) Karl Graf v. Baudissin, Generallieutenant in dänischen Diensten, gestorben 1814, vermählt mit Charlotte Gräfin v. Dernath, geboren 1768, gestorben 1828.

Das Bild meines Großvaters Bernstorff*) winkt mir mit so ganz eigen lieblicher Freundlichkeit entgegen, wenn ich mich der zwei Wochentage erinnere, an denen meine Eltern regelmäßig bei ihm speisten, wonach es mir dann vergönnt war, in den Zimmern meiner Großmutter ihre Rückkehr von der Tafel zu erwarten. Die Flügelthüren wurden dann alle geöffnet und ich flog dem Zuge entgegen, an dessen Spitze der holdselig lächelnde Großvater ging, die Großmutter ganz patriarchalisch führend, mir Zuckerbrot oder schöne Äpfel darreichend und mich an der Hand zurück in die traulichen Gemächer bringend, wo er so gern mit mir zu tändeln pflegte.

Hier muß ich des theuren Wesens gedenken, das nicht nur mit meinen Kindheits- und Jugenderinnerungen so eng verbunden ist, sondern das auch auf mein inneres Leben einen großen Einfluß geübt hat. Es ist Sophie v. Blücher, die im Jahre 1795 Joachim Bernstorffs Gattin wurde. Im Jahre 1790 wurde sie meiner Mutter anvertraut, um sie mit nach Kopenhagen zu nehmen, und schon damals gewann ich sie so lieb. Den 15. Mai 1770 geboren, blieb sie das einzige Kind ihrer Eltern, verlor früh die Mutter und war der Liebling, ich kann wohl sagen, der Abgott des Vaters.

*) Andreas Petrus Graf v. Bernstorff, geboren 1735, trat auf Wunsch seines Oheims, des dänischen Staatsministers J. H. E. v. Bernstorff, und aus „eigener großer Vorliebe für das Land, wo Friede und Gerechtigkeit thronen“, im Jahre 1760 in dänische Dienste, zunächst als Deputirter im Kommerzkollegium und in der Zollkammer unter der Regierung Christians VI. Nach der Katastrophe, die Struensee ans Regiment und J. H. E. v. Bernstorff in die Verbannung brachte, verließ auch Andreas Petrus den Dienst und folgte seinem Oheim nach Deutschland, wo dieser starb. Als aber Friedrich VI. an Stelle seines geisteschwachen Vaters die Zügel der Regierung in die Hand nahm, rief er Andreas Petrus zurück, übertrug ihm die erste Stelle im Staatsministerium (1784 bis 1797) und schenkte ihm ununterbrochen sein vollstes Vertrauen. In der That besaß Graf Bernstorff die seltensten Vorzüge für diesen einflußreichen Wirkungskreis. Eine ebenso schöne als würdige Persönlichkeit, mit dem einnehmenden Wesen des Weltmannes, erhöht durch einen Ausdruck, eine Seelenschönheit, die alle Herzen gewann, durchgebildet als Geschäftsmann, Jurist und Publizist, beherrschte er alle äußeren und inneren Staatsverhältnisse mit der größten Kenntniß und Sicherheit. Er war ein streng gottesfürchtiger Christ, lebte in den glücklichsten häuslichen Verhältnissen, hatte schöne, wohlgerathene Kinder, ein glänzendes Vermögen, Güter in Mecklenburg und Holstein, ein Palais in Kopenhagen, ein Landhaus in der herrlichsten Umgebung der Hauptstadt. (Aus den ungedruckten Notizen, die zu einer Biographie von Christian Günther von Rist gesammelt waren.)

Dieser, ein Edelmann aus Mecklenburg, war in dänische Militärdienste getreten. Sein Name Blücher ist durch seinen jüngeren Bruder, den Feldmarschall, berühmt genug geworden. Der größte Fehler Gustav Gotthard v. Blüchers (geboren am 3. Juni 1753) war, daß er nicht drei bis vier Jahrhunderte früher lebte, denn jener alten Zeit gehörte seine ganze Eigenthümlichkeit an, die Schatten- sowie die Lichtseiten seines Charakters. Er war durchaus bieder und brav, dabei aber ein kurioser Heiliger, der in seiner Person den irrenden Ritter mit dem Hofmann, den Haubegen mit dem schmachtenden Gatten (und Wittwer) verband. Seinem ritterlichen Wesen verdankte er eine glänzende Heirath, auf die er, ein vermögensloser Militär und Ausländer, sonst gewiß keine Ansprüche hätte machen dürfen. Er hatte nämlich die Gräfin Christiane Sophie, geborene Gräfin v. Holstein zu Holsteinburg, verwittwete Reichsgräfin v. Castell, dadurch kennen gelernt, daß er, ohne sie je gesehen zu haben, sich für sie schlug, als er Jemanden ihren sehr guten Ruf leichtfertig antasten hörte. Aus Dankbarkeit, welche später in zärtlichste Liebe überging, reichte sie diesem irrenden Ritter ihre Hand und setzte ihn dadurch in den Besitz eines großen baaren Vermögens und der Herrschaften Lindewig und Harboe. Sie lebten in der glücklichsten Ehe vom letzten August 1769 an auf dem Amte Bredstedt, bis ihr Tod sie am 16. März 1772 trennte. Er ist ihr auf eine rührende Weise über das Grab hinaus treu geblieben. Ueber seinem mit Bildern der vorangegangenen Gemahlin umringten Sterbebett stand das Modell ihres und seines Sarges mit den zärtlichsten Inschriften; er hatte nie aufgehört, von der geliebten Verlorenen in Prosa und Versen zu reden. Sein Töchterchen war, abwechselnd unter der Obhut ihrer Tanten Holstein und Blome, zu einem ausgezeichneten schönen und gar guten und lieblichen Mädchen aufgewachsen. Der Aufenthalt bei diesen trefflichen, aber sehr ernstern Tanten war so einförmig, daß es dem Vater nur willkommen sein konnte, wenn meiner Mutter Freundschaft sie mit sich nach Kopenhagen hinüberzog, wo nun auch er als Generaladjutant und Kammerherr des Königs sich aufhielt. Freilich verursachte die Gegenwart des allzu zärtlichen Vaters der armen Sophie viel schwere Stunden. Er war so eifersüchtig in seiner Liebe und in einem Grade galant, daß es die Tochter oft in höchste Verlegenheit setzte. Ich erinnere mich u. a. sehr wohl ihres Verdrusses, als man nach langem Forschen entdeckte, er sei der geheime Verehrer

gewesen, der in einer Frühlingsnacht an allen Bäumen im Bernstorffer Garten, während sie mit meiner Mutter dort einige Wochen zum Besuch weilte, mit Lobgedichten beschriebene Tafeln angeheftet hatte. Es konnte bei Sophiens Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit und dem Ruf ihres großen Vermögens nicht fehlen, daß sich viele Freier einstellten. Jede neue Erscheinung der Art erregte aber so heftige Scenen zwischen dem eifersüchtigen Vater und der still ergebenen Tochter, daß diese bald gelernt hatte, ihr Herz festzuhalten. Gott lohnte ihr diese kindliche Entsaugung, denn als im Frühjahr 1795 meiner Mutter zweiter Bruder Joachim ihr mit seiner lieben, treuen Hand auch ein so ehrenvolles, so festbegründetes Loos anbot, da fühlte sich der Vater überwunden und führte mit Stolz und Freude die glückselige Braut am 9. Mai 1795 in Bernstorff zum Traualtar. Aus der Dämmerung meiner Erinnerungen aus jener Zeit tritt hell und klar ihr schönes bräutliches Bild hervor. Auf dem edlen, mit einer Fülle des köstlichsten goldenen Haares gezierten Haupte die Myrthenkrone; der schlanke blendend weiße Hals, der sonst das Haupt so stolz und hoch empor trug, war an diesem Tage gebeugt, ihre schöne ungewöhnlich graziöse und trotz der Größe doch so zarte Gestalt war aufs Einfachste geschmückt mit einem Gewand von ostindischem Musselin. Damals, wo man sich noch kaum von den Meisröcken, und was dazu gehörte, getrennt hatte, schmeichelte dem Auge die Leichtigkeit und Grazie dieser Kleidung sehr, deren reiche Falten nur um den Hals, unter der Brust und noch einmal tiefer zusammengenommen waren.

Doch ich kehre zu den früheren Jahren zurück, wo sie, unter unserem Dache wohnend, mich zuerst mit süßer Geduld Stricken und Buchstabiren lehrte, wo sie einst, um mir beizustehen, beinahe selbst ein Opfer der Gefahr geworden wäre, aus der sie mich erretten wollte: Auf einer unserer täglichen Promenaden (mit Grauen denke ich noch an die Kälte bei diesen Spaziergängen) kamen wir an eine Stelle, wo ausgeschüttetes Wasser gefroren war. Unbedachtsam voraus hüpfend, gleite ich aus, die liebe Sophie springt herzu, um mich zu halten, gleitet aber selbst aus und stürzt mit solcher Gewalt rücklings über, daß sie besinnungslos liegen bleibt. Zu Tode erschreckt stehen meine Mutter und ich neben ihr und wissen keinen anderen Rath, als sie von Vorübergehenden in das nächste Haus tragen zu lassen. Wir waren am Osthor, mitten

in dem Theile der Stadt, den die Matrosen in kleinen gleichmäßigen Häusern in langen sich kreuzenden Straßen bewohnen. Hier nun in einer dieser ärmlichen Matrosenfamilien fand die Leidende Zuflucht und Hülfe, bis sie in unsere Wohnung zurückgebracht werden konnte. O! mit welcher Angst bewachte meine arme Mutter während vieler langen Tage ihr Krankenlager, und hatte das unschuldig=schuldige Kind auch nicht gleich lebhaft die Sorge theilen können, so theilte es doch die Freude der Genesung aus vollem Herzen.

Außerordentlich gefiel es mir, wenn die beiden hohen Frauen in vollem Staate sich an den Hof begaben. An den im Januar sich folgenden Geburtstagen des Königs und des Kronprinzen wurden alljährlich die Roben angelegt. Dies waren Kleider von schweren weißseidenen Stoffen. Das meiner Mutter war von Atlas mit matten Sternen besät. Das lange Schnuppenmieder ward gegen die damals schon eingeführte Mode der losen Kleidung geschnürt, und zwar setzte man etwas darin, in dem Anzuge recht schlank zu erscheinen, so daß viele Damen schon morgens früh anfangen diese Kleider zu schnüren und sie den ganzen Tag von Viertelstunde zu Viertelstunde nachziehen ließen. Doch bitte ich, zu glauben, daß meine Mutter nicht unter die Zahl dieser Eitlen gehörte. Das Geschnürte ward mit der Faltschleppe versteckt, die Ärmel mußten von den Schultern bis an den Ellenbogen mit Blonden oder Spizen besetzt sein. Schmuck, Steine oder Perlen durften infolge eines Luxusverbots am dänischen Hofe nicht angelegt werden, ebenso wenig ein Shawl, Mantel oder sonstige Umhüllung. So leicht gekleidet, nur ein Stück Pelzwerk, welches man Busenfreund nannte, vorn in das Kleid gesteckt, fuhren die Damen auf das Schloß Christiansburg, in dessen endlosen Gängen und auf dessen zahlreichen Treppen eisige Kälte geherrscht haben soll. Der Rittersaal, der so groß und so hoch war, daß ganz Bernstorff vollkommen Platz darin gehabt hätte, mag sich auch schwer geheizt haben. Einmal hatte man mir auch den Rittersaal gezeigt. War es nur der Eindruck, den seine ungeheure Größe auf mich machte, oder wirkte der angelegte Maßstab dermaßen auf meine Einbildung, genug, mir träumte seitdem oft, daß ich mich vom Schwindel befangen in diesem Saal umherdrehete.

Am 26. Februar 1794 war es, wo meine Mutter mich zu den Großeltern sandte, weil sie zu einem Hofballe befohlen war. Allein

siehe da, während sie sich dazu anleidete, wurde derselbe abgesagt. Und welches Phänomen vermochte also die verjährrte Einförmigkeit des Kopenhagener Hoflebens zu unterbrechen? Eine Folge des Unverständes und der Sorglosigkeit! Christiansburg, dieses Schloß, welches nicht seines Gleichen in der Welt zählte, stand in Flammen. Es wäre zu retten gewesen, wenn man sogleich zweckmäßige Anstalten getroffen hätte, das Feuer zu ersticken, statt sich mit halben Maßnahmen zu begnügen. In der Ueberzeugung aber, dieses massive Gebäude könne nicht brennen, versäumte man es höheren Ortes anzuzeigen. Das Feuer hatte mehrere Tage fast ganz ungehindert fortarbeiten dürfen, bis es endlich in hellen Flammen ausbrach. Von den Fenstern des hochgelegenen Zimmers meiner armen, damals gelähmten Tante Louise Bernstorff aus sah ich den Wiedererschein der Feuersbrunst am nächtlichen Himmel, sah Funken, ja Feuerbrände durch die Luft schwirren und ward von Schrecken ergriffen.

Der Kronprinz Friedrich, Mitregent für seinen schwachsinnigen Vater, Christian VII., die Kronprinzess Sophie geb. Prinzess von Hessen-Kassel und Prinzess Caroline, die Tochter, flüchteten sich in das Palais meines Großvaters, wo sie nicht nur für den Augenblick, sondern auch gern noch einige Wochen länger verblieben. Der Kronprinz hatte eine große Geistesgegenwart und Thätigkeit beim Brande entwickelt.

Die Zeit der Anwesenheit dieser hohen Gäste in unserer Familie war eine Festzeit für mich, denn ich durfte viel bei der kleinen Prinzess Caroline (geb. 1793) sein und mit ihren köstlichen Puppen spielen. War ich doch eine so passionirte Puppenfreundin, daß ich mich fast aller meiner Puppen erinnere, von dem ersten Wickelkinde an bis auf die letzte von Gottlob Clauswitz mir abgeschwatzte Puppensdame. Einen in hellblauen Atlas gekleideten wächsernen Knaben, der die schönen hellblauen Augen öffnen und schließen konnte, liebten meine Mutter und ich gleich sehr. Er ward so verzogen, daß er seinen beständigen Sitz in ihrem Salon vor dem Spiegel hatte. Das verdroß die bösen Oheime so sehr, ihnen war der kleine Liebling so im Wege, daß Onkel Fritz, der viel jüngere Bruder meiner Mutter, ihn einmal in unserer Abwesenheit zerstörte. Nie habe ich ihm diesen schlechten Spaß verzeihen können, da ich doch gern vergaß und es vergab, wenn er immer wieder durch seine lang ausgestreckten Spazierhölzer mich zum Fall brachte. Der ehrenfestste, schöne Onkel Jochen flößte mir viel mehr Respekt und Liebe ein.

Der Sommer 1794 bildet in meinen Erinnerungen einen trüben Kontrast zu der im Uebrigen sehr fröhlichen Kinderzeit. Ich brachte ihn zwar unter dem lieben großväterlichen Dache zu, aber getrennt von der zärtlichen Mutter und der lieben Sophie.

Meiner Mutter Gesundheit war in Folge von Kummer und Noth — sie hatte zwei Söhne nacheinander verloren — so sehr geschwächt, daß sie sich genöthigt sah, in Pyrmont neue Kräfte zu suchen, wohin Sophie sie begleitete. Sie war sichtlich gestärkt nach Holstein zurückgekommen, dann aber in Tremsbüttel bei Onkel und Tante Stolberg wieder erkrankt, so daß ich bis in den Winter hinein der Obhut meiner Großeltern Bernstorff anvertraut blieb. Dort machte ich eine, wie ich glaube, recht schwere Krankheit durch. Kaum hergestellt, wohnte ich der Trauung meiner Tante Emilie Bernstorff mit dem jungen Karl Rantzau bei, auf einem Schemelchen zwischen den Großeltern sitzend.

Kurze Zeit darauf verbrannte ich mich in Kopenhagen so jämmerlich, daß meine Mutter, als sie die kleine Invalide bei ihrer Heimkehr erblickte, ihre Fassung gar nicht wieder zu erringen vermochte. Mein zwölfjähriger Onkel Magnus hatte mit mir sehr eifrig Kochen gespielt und es nicht bemerkt, daß mein Halsstrich sich an einer kleinen Lampe, über der wir Wasser wärmten, entzündete. Als ich schon ganz in Flammen stand, fachte er sie durch Darschlagen noch mehr an, dann erst umfaßte er mich und erstickte auf diese Weise die Flammen, die mir schon mein Haupthaar verbrannt und die Wimpern versengt hatten. In der Angst seines Herzens nahm er mich bei der Hand, um mich hinauf zu führen, weil die Großmutter gerade oben bei ihrer Tochter Luise war. Noch jetzt fühle ich es, wie die Kälte des großen Flurs meine Wunden schmerzlich berührte. Die Nacht über lag ich in heftigem Wundfieber. Sonderbarerweise sind mir von dieser allgemeinen Verbrennung nur einige Narben am Halse geblieben. Viele Jahre später noch mußte ich sie aus Schonung für meine Mutter sehr sorgfältig verbergen, denn sie pflegte meine ganze Jugend hindurch immer aufzuschreien, wenn sie sie erblickte. Die Röthe jener Narben verlor sich indeß von Jahr zu Jahr mehr, so daß sie mir zuletzt kaum bemerkbar schienen. In Wien aber mußte ich einmal zu meinem Verdruß erfahren, daß man ihre Spuren, die ich vollends durch die Halskette verborgen glaubte, für Drüsenarben hielt.

Kurze Zeit nach diesem Brandunglück, das mich betroffen, fünfviertel Jahre nach dem Brande des Schlosses Christiansburg, brach in meiner Vaterstadt abermals ein verheerender Brand aus, der sie theilweise vernichtete. Es war, als wenn des Herrn Strafgericht nicht ruhen wollte!

Wir hielten, ehe wir wieder nach Antwoitfchow zogen, uns einige Wochen in Bernstorff auf; die Gräfin Christian Reventlow war eben zum Besuch mit ihrem Häuflein eingetroffen, als wir in dem eine Meile weit entfernten Kopenhagen eine Feuersbrunst bemerkten, die mit furchtbarer Schnelle um sich griff. Es war Konseilstag, und so befanden sich die beiden Minister Bernstorff und Reventlow in der Stadt. Meiner Großmutter und den Kindern mochte auch wohl bange ums Herz sein, doch sie wußten sich zu fassen, während die Verzweiflung der Reventlow keine Grenzen kannte.

Ich sehe sie noch im Geiste vor dem Bernstorffer Gartenperron, von wo aus man die Fortschritte des Brandes nur zu deutlich wahrnahm, auf und ab stürzen, ihre Hände ringen und Wehklagen ausstoßen. Ich war erschrocken über einen Jammer, von dem ich früher keinen Begriff gehabt hatte, und ließ nicht ab mit Bitten, bis meine Großmutter, die am Tage nach dem Brande in die Stadt fuhr, mich mitnahm. Es war am 8. Juni 1795. Vom 5. bis 7. hatte der Brand gewüthet und gerade das ärmste Stadtviertel verzehrt. Die Großmutter brachte den Unglücklichen Spenden an Betten, Nahrungsmitteln und Geld. Wir fuhren durch die zerstörten Straßen. Unvergesslich blieb mir's, wie so manche Familie in ihren halb verbrannten, noch rauchenden Häusern die Zimmer nicht verlassen hatte, denen oft ein oder zwei Wände fehlten. Da hausten sie nun, allen Blicken und allem Unwetter ausgesetzt. Erst später konnten kräftige Maßregeln zur Unterbringung der Unglücklichen getroffen werden. Dieses Stadtviertel erhob sich mit unglaublicher Schnelle neu und zierlich aus dem Schutt des alten. Als im Jahre 1807 die Engländer Kopenhagen bombardirten, da litt wiederum der noch übrig gebliebene älteste Theil der Stadt am meisten von den Geschossen und mußte fast ganz neu erbaut werden. So verdankt Kopenhagen seinen verschiedenen Unglücksfällen Manches von seiner Schönheit.

Von den ärmsten in der Feuersbrunst vom Juli 1795 obdachlos gewordenen Familien flüchteten sich viele in die Ruinen des 1 1/2 Jahre

früher verbrannten Schlosses. Sie bauten sich kleine Baracken in den ungeheuren ausgebrannten Fenstern. Leitern führten von innen zu diesen erbärmlichen Hütten hinauf, die sich von außen gar wunderbar wie eingeklebte Vogelnester ausnahmen. Ich habe 1802 noch manche von diesen elenden Wohnungen vorgefunden, in denen menschliche Wesen haften, die ursprünglich gleiche Bedürfnisse des Leibes und der Seele hatten wie wir verwöhnten Menschen.

Als wir im Herbst 1795, von Antworskow zurückkommend, die Stadt bezogen, war ich höchst erstaunt, ein großes Zimmer im oberen Stock, welches mein und meiner Gouvernante Schlassaal zu sein pflegte, ganz für meine Mutter eingerichtet zu finden, und vollends neugierig ward ich, als ich neben ihrem großen grünen Himmelbette ein kleines grünes Bettchen, eine Wiege, entdeckte. Bald aber ward diese Neugierde in Freude verwandelt; denn am 30. November 1795 wurden die Eltern durch die Geburt eines Knaben beglückt, der dazu bestimmt schien, ihnen einen Ersatz für den Verlust der beiden verstorbenen Söhne zu gewähren. Beide waren, nach dem Großvater Dernath, Fritz genannt; dieser erhielt den vollen Namen seines Großvaters Bernstorff, Andreas Petrus, und mit diesem Namen schienen auch der Gaben des Geistes, des Gemüths gar viele von dem Großvater auf den Enkel übergegangen zu sein, welche sich früh schon und immer glänzender entwickelten.

Den 14. Mai 1796 ward dem Joachim'schen Ehepaar ein Söhnlein gegeben und gleich wieder genommen. Es ruhet auf dem Gottesacker in Gientofft unter der hohen Ulme, die damals schon die Gräber von Hans Bernstorff, dem so heiß beweinten ältesten Bruder meines Mannes (gestorben den 15. Mai 1791), und von dem allerjüngsten Bruder, meinem Zeitgenossen, dem engelgleichen Karl (gestorben Frühjahr 1792), beschattete. Er war der einzige Sohn der zweiten Frau meines Großvaters, die Freude, der Liebling aller erwachsenen Geschwister und übertraf alle an Schönheit. Seitdem hat diese geweihte Stätte noch die theueren Ueberreste der Schwägerin Sophie und die meines ersten Kindes aufgenommen.

Am 30. April 1796 fand die Hochzeit meiner Tante Luise, zweiter Tochter des Bernstorff'schen Hauses, mit dem Grafen Cajus Neventlow, Besitzer des schönen Gutes Altenhof, statt. Diese Feier wäre sehr heiter gewesen, wenn eine Unpäßlichkeit des theueren Vaters

der Braut sie nicht getrübt hätte. Er glaubte sich jedoch einige Tage später hergestellt, ließ das junge Ehepaar abreisen, schrieb seiner Tochter am 29. einen Brief, aus dem ich einige Worte folgen lasse, und wohnte am 30. April noch der Einsegnung seines jüngsten Sohnes Magnus in der Friedrichskirche auf Christianshafen bei. Seine tiefe Bewegung während der heiligen Handlung, seine unaufhaltsam fließenden Thränen beim Gesange des Liedes „Sorge Du für meine Kinder“ mochten wohl auf Vorgefühle deuten, die er indeß nicht laut werden ließ. Hier der Brief:

„Es giebt keine Trennung, wenn man so genau verbunden ist als wir es sind, meine geliebte Luise! Mein Segen ist Euch gefolgt, meine Liebe hat Euch begleitet, mein heißes Gebet steigt für Euch gen Himmel, und meine Wünsche werden nicht unerfüllt bleiben, denn sie kleben nicht an dieser Erde und an dem gegenwärtigen flüchtigen Augenblick, sondern erheben sich bis dahin, wo keine Zeit mehr sein wird und wo wir erst fähig sein werden, wahres, dauerndes Glück zu genießen. Jedes andere genügt mir nicht, weder für mich noch für die, so ich liebe, und dieses gehört zu meinen stärksten und lebhaftesten Empfindungen! Morgen ist wieder ein feierlicher Tag, und ich hoffe, daß er für Magnus auch ein glücklicher Tag werden wird! Mein Herz ist zu voll, um Alles auszudrücken, was ich Dir und Reventlow sagen möchte. Die Empfindung ist allen Worten überlegen, und ich schränke mich auf die Versicherung der treuesten, zärtlichsten und innigsten Liebe ein.

Bernstorff.“

Wir waren kaum in Antworskow eingerichtet, als die Nachricht von meines Großvaters ernsthaftem Erkranken meine Mutter wieder nach Kopenhagen zurückrief. Der älteste Sohn Christian erhielt am 16. Mai in Stockholm, wo er den Gesandtschaftsposten bekleidete, den Befehl des Kronprinzen, eiligst nach Kopenhagen zu kommen, um vorläufig die Geschäfte des Vaters zu übernehmen.

Am 21. Juni 1796 schloß der herrliche Mann die Augen, und meine Mutter kehrte wenige Tage später zu uns zurück, mit zerrissenem Herzen, denn nie ist ein Vater schmerzlicher beweint worden; und ganz erschöpft von einer Pflege, die sechs Wochen lang gedauert hatte, brachte sie nur das tröstende Bewußtsein heim, die vollste Liebe des Vaters

befessen und seinen reichsten Segen empfangen zu haben. Sie sah er immer am liebsten in seiner Nähe und ihre Pflege allein war ihm nie lästig gewesen, ihre Stimme hatte er immer, auch in den Fieberphantasien, erkannt, durch sie allein hatte er sich bewegen lassen, die Arzneien, von denen er nichts mehr erwartete, einzunehmen. Manch schönes Glaubenswort hatte sie noch von ihm vernommen, sie war, als schon die Sprache ihm versagte, seinen Blicken gefolgt, denen sich schon der Himmel zu öffnen schien!

Mich ergriff ein Gefühl des Wehs, welches mir noch ganz neu war, als ich meine Mutter mit den Zeichen der äußeren und inneren Trauer wiedersah. Ich weiß mich wohl noch zu erinnern, wie ich mich an sie anschniegte und sie nicht wieder lassen wollte, und meinte, bei uns und in meinem lieben Antwortskow müßte ihr wieder wohl werden. Dieser Ort aber war ihr keineswegs so lieb wie mir, und weder die Liebkosungen ihrer Kinder, noch die Freude an deren Gedeihen, an Andrés wirklich wundervoller Lieblichkeit vermochte sie zu erheitern. Später habe ich erfahren, was in der Zeit Alles auf ihr Herz einstürmte, wie durch die nunmehr sich erst herausstellenden ungünstigen Vermögensverhältnisse ihre ganze Existenz zusammenbrach. Mein Vater hatte in Kopenhagen mit einem sehr geringen Gehalt als Rath im Kommerz-Kollegium und dienstthuender Kammerherr beim König im Vertrauen auf seines Vaters Reichthum ein Haus gehalten und eine Lebensweise geführt, die, als nun die Gelder aus Holstein immer öfter ausblieben, mit aufgenommenen Summen bestritten werden mußten. Auch war der Kauf des großen Gutes Antwortskow, das wir jetzt bewohnen, nicht günstig gewesen.

Mein Großvater Dernath hatte infolge fehlgeschlagener Spekulationen bei einer von ihm in der Nähe von Oldesloe angelegten Saline sein ungeheures Vermögen auf ein sehr geringes vermindert. Die Güter Perdöhl und Develgönne waren schon verkauft, und es blieb nur noch Hasselburg, und auch das verschuldet, übrig.

So konnte mein Vater nicht länger in den Posten bleiben, die er bisher bekleidet hatte; er mußte Kopenhagen meiden und beschloß, sich für das nächste Jahr auf Raquiär, einem Gut im nördlichen Jütland, niederzulassen. Meiner Mutter Herz zog sie nach dem heimischen lieben Kopenhagen; die Brüder luden sie dringend zu sich ein. So verlockend

die Aussicht auch war, mit ihrem ältesten Bruder, den sie ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatte, unter einem Dache zu leben, so widerstand sie dieser Versuchung doch und beschloß, ihr liebes Seeland zu verlassen, nach Holstein zu ziehen und fürs Erste die Einladung der Geschwister Ranzau in Rastorff anzunehmen.

Den Sommer brachte meine Mutter indeß in Antwortsow zu. Den geliebten Bruder Christian aber nach dreijähriger Trennung und diesem schmerzlichen Zusammensein am Kranken- und Sterbebette des Vaters in der Nähe zu wissen, ohne ihn zu sehen, ward ihr so schwer, daß sie eine Zusammenkunft in Ringstedt vorschlug, welche am 13. September beiden Geschwistern einen wehmüthig süßen Genuß gewährte und mich, die ich meine Mutter begleiten durfte, namenlos beglückte. Später, den 30. November, nöthigte sich der junge an die Geschäftsgaleere geschmiedete Staatsmann noch einen Tag zu solcher Begegnung ab. Diesmal wurde mein Bruder mitgenommen und als Ort der Begegnung Koeskilde, das näher bei Kopenhagen gelegen ist, gewählt.



Winter 1796 bis 1801.

Mit unserer Abreise von Antwortsow beginnt ein neuer Abschnitt in meinem jugendlichen Leben. Die Reise nach Holstein war damals mit Beschwerden verbunden, denn es gab noch keine Chausseen. Charlotte, André und ich saßen rückwärts auf einem kleinen Bänkehen in dem Coupé, worin meine Mutter und meine Gouvernante den Fond einnahmen, und so legte ich denn den größten Theil der Reise zurück, indem ich mit dem Kopfe vornüber in dem Schoße der guten Mutter sanft ruhend schlief.

Am 4. Dezember holte die liebe Tante Milchen Ranzau uns in Kiel ab und führte uns in ihrem alten Rastorff ein, wo es meiner Mutter und ihren Kindern in gleichem Grade wohl ward. Pfeilschnell verflog uns dort der Winter nur mit kurzen Unterbrechungen durch Besuche in Hasselburg.

Der Frühling führte neue Genüsse herbei, und es regte sich ein frisches Leben in dem Kreise der Bewohner Rastorffs! Die Blattern waren glücklich überstanden; nicht ohne Sorge hatte meine Mutter ihren prächtigen Knaben André impfen lassen, weil sie ihren zweiten Sohn hatte daran sterben sehen, während ich daran sehr krank geworden war. Diesmal überstanden André sowohl als Christian und Anna Ranzau die Impfung leicht, aber, o Wunder, Charlotte ward angesteckt und bekam die natürlichen Pocken zum zweiten Mal, die sie nach ärztlichen Attesten schon einmal recht stark gehabt hatte.

Ein junger württembergischer Arzt, Namens Pfaff, den Reventlows nach Holstein gezogen hatten, war monatelang wegen dieser Impfung in Rastorff. Seine originelle fröhliche Lebendigkeit ermunterte das Beisammensein sehr und ergözte auch mich ungemein.

Nicht nur meiner Mutter Geburtstag, der 9. Mai, ward mit Ueberraschungen, blumengeschmückten Zimmern und verborgener Musik, durch Lieder:

„Freuet Euch des Maien,
Der uns die Theure gab“ u. s. w.

gefeiert, sondern manch anderer Tag ward zum Feste, zum Feste des Frühlings, der Geschwisterliebe, der kindlichen Liebe, der schwärmerischen Verehrung für schöne hohe Frauen!

Ein ganzes Jahr blieben wir im lieben schönen Rastorff, dann siedelte meine Mutter über zu den theuren Verwandten nach Emkendorf, und ich ward nach Plön zu meiner gütigen Großmutter Bernstorff geschickt. Dort spielte ich mit Gottlieb Clausewitz Puppen und war mit den Wigleben'schen Kindern auf der Schloßterrasse und auf dem See sehr glücklich. Nur ungern verließ ich Plön, und noch dazu hinkend. Unter den periodisch mir angelegten Blutekeln hatte sich nämlich ein giftiger mit eingeschlichen, dessen Stich eine Entzündung hervorrief, mir viel Schmerz verursachte und ein böses Hinken zurückließ, welches ich erst mit der Zeit überwand.

Auch wir, Charlotte, meine Gouvernante und ich, waren nach Emkendorf eingeladen, und nach einigen Wochen in Plön kam die Stunde des Wiedersehens nicht nur mit meiner Mutter, sondern auch mit meinem Vater, den wir ebenfalls dort fanden. Der Besitzer des schönen gastlichen Emkendorf war der edle, feingebildete und so unendlich

gute Graf Fritz Reventlow. Er hatte schon früh die Liebe der schönen jungen Gräfin Juliane Schimmelmann gewonnen. Die Schriftstellerin Friedrike Brun sagt, als sie von Julias Einsegnung und dem vorhergehenden Unterricht spricht: „Frömmigkeit und die erste heilige Jugendliebe strömten in ihrem Herzen wie reine himmelentsprungene Zwillingquellen zusammen, doch nur für den Einzigen, der zwei Jahre später ihr Gatte ward — sie hat nur Gott und ihn geliebt!“

Voll froher und doch banger Erwartung traten wir die lange Fahrt nach Emkendorf an. Endlich hält der Wagen, und ein Schwarm von Bedienten empfängt uns. Der mit Kandelabern vorleuchtende Diener lächelt über uns, wenn wir an jeder Thür der langen Reihe von Gemächern complimentiren, wer von uns Dreien den Anderen den gefürchteten Weg zeigen müsse. Doch vor der letzten erschien zu unserem wahren Trost meine Mutter, die uns erst zu einer eiligen Toilette hinauf und dann wieder hinunter und in den gefürchteten „Rothen Saal“ führte. Mein Vater saß in einer Ecke desselben, Schach spielend; neben ihm General Dumas, ein französischer Emigrant; Reventlow maß das Zimmer mit großen Schritten. Auf dem Sofa hatte die Generalin Dumas Platz genommen und eine Schaar junger Mädchen um sich vereinigt; von einer Chaiselongue zunächst der Thür aus diktirte Julia Reventlow dem jungen Emigranten Portalis. Sie war es, die zuerst unser Erscheinen bemerkte, sich aufrichtete und uns entgegenrauschte in ihrem braun und blau gestreiften Seidenkleide, das Haar gepudert und die Finger sehr beringt. Mit holdseliger Freundlichkeit hieß sie uns willkommen; ihrem Beispiel folgte ihr Gemahl, dessen sich nie verleugnende Urbanität seinem freundlich=innigen Empfange einen Anstrich von Courtoisie gab, der mich, weil ich bisher nur wie ein Kind behandelt zu werden gewohnt war, in einige Verlegenheit setzte. Diese Verlegenheit ihm gegenüber habe ich erst in späteren Jahren ganz zu überwinden gewußt. An die süße Tante Zulchen hing ich mich bald wie ein verzogenes Kind; sie war aber auch gar zu gütig, liebenswürdig und vortrefflich, eine Mutter der Armen nicht nur, sondern überhaupt der Menschheit und besonders aller Kinder, die in ihr Bereich kamen. In jener Zeit war sie auch noch die Seele des geselligen Treibens, sie sann immer auf neue Unterhaltung für ihre großen und kleinen Gäste, und Emkendorf war damals nicht nur ein Tempel christlicher Tugend, nicht

nur die Zuflucht für alle Bedrängten, sondern auch ein Sitz der Lust und Freude. Bälle, Charadrenaufführungen, herrliche Laterna magica, Bewegungsspiele in den großen Sälen bezeichneten die Sonntage. An jedem Tage aber vereinte schon die Schummerstunde einen Kreis, der den Märchen oder Gespenstergeschichten lauschte.

Im Herbst 1799 beglückte mich meine Einführung ins Preeger Kloster sehr, wo ich zehnjährig wie eine Erwachsene in schwarzem Schleppekleide, den weißen Rosenkranz auf dem Kopfe und einen Fächer in der Hand, neben den beiden Schwestern Hofk feierlich mit einer Rede vorgestellt ward, den Schwesterfuß von allen Klosterfrauen empfing und an einem Repräsentations-Diner bei dem Propst theilnahm.

In das Frühjahr 1800 fällt meine erste Bekanntschaft mit den lieben uns so nah verwandten Stolbergs. Friedrich Leopold, das Haupt der Familie, war der Bruder meiner beiden Großmütter Bernstorff. In ebendemselben Jahr wechselte er sein Religionsbekenntniß. Er suchte und fand in der römischen Kirche, was die seinige ihm doch, wäre er durch den Schutt des Unglaubens und Rationalismus jener Tage in die Tiefe gedrungen, in reicherm Maße geboten hätte, den Glauben an den lebendigen Heiland. Seine Gattin und die Kinder folgten ihm, mit Ausnahme der ältesten Tochter Marie-Agnes, geboren 1785, die den Grafen Ferdinand Stolberg in Peterswaldbau heirathete (1802). Meine erste Bekanntschaft mit diesen Verwandten hatte ich auf eine sehr komische Weise gemacht. Meine Mutter war von Rastorf aus mit mir nach Cutin zu den Stolbergs gefahren. Man hatte mich sogleich hinauf zu der Jugend geschickt. Ich ward ohne weitere Einführung in die Stube hineingeschoben, wo ich die Vettern und Cousinen, um einen großen Tisch sitzend, ihrer Tante und Erzieherin Katharina Stolberg*) aus den Palmblättern von Krummacher vorlesend fand. Unbegreiflich war mir's, daß ich Ernst, einen fast erwachsenen Menschen, zur Strafe in den Winkel gestellt fand und es erleben mußte, wie er da in ausgelassenem Trotz gegen die strafende Tante trampelnd und knallend Pferd spielte. Sehr bald nachher ward jedoch dieser Ernst**) um seiner immer guten, oft zu komischen Laune willen mein großer Liebling, auch bestach mich

*) Schwester von Friedrich Leopold, geboren 1751.

**) Geboren 1783, gestorben 1846 als f. f. Feldmarschall-Lieutenant.

seine galante Freundlichkeit für mich, die kleine Nichte. Andreas*) pflegten wir im Verdruß über sein zurückgezogenes Wesen den Philosophen zu nennen. Julia,**) dem holdseligen Kinde, schienen die Engelsflügel schon zu wachsen, noch schwebte sie indeß anmuthig, liebend und überall begütigend im Kreise der Ihrigen einher, von Allen vorzugsweise geliebt und nie anstoßend, wo doch der schroffen Ecken so manche waren. So ist es geblieben, bis diese Flügel sie in den Himmel hineinhoben, wo ihr gewiß ihr Herr, dem sie schon hier in Liebe so nahe war, entgegengeeilt ist. Ihre irdische Laufbahn hat eine lange Spur von Segen, Wohlthum und Liebe zurückgelassen. Henriette***) paßte zu mir im Alter, sie schloß sich mir mit Zärtlichkeit an. Im Frühjahr 1800 nun erschienen die Stolbergs zu unser Aller Freude in Emkendorf zu langem Aufenthalt. Die älteste Tochter Marie-Agnes†) ward hier in Emkendorf den 28. April 1800, erst fünfzehn Jahre alt, mit ihrem Vetter, dem ritterlichen Ferdinand Stolberg zu Wernigerode, verlobt. Ein schönes, stattliches Paar, er ein Liebender aus der Ritterzeit, sie ihm bräutlich ergeben, dennoch mit lebendigerer, mit enthusiastischer Zärtlichkeit an dem Vater hängend, von dem ein Blick, ein Wort ihr über Alles ging. Auch stand der Bruder Ernst ihr damals noch in trauter Innigkeit näher als der ernste Bräutigam. Mit diesem hat mein späterer Lebensweg mich öfter und nicht ohne Segen zusammengeführt. Doch sie erblickten meine leiblichen Augen nicht wieder, im Geiste folgte ich ihr, sah sie sich schön entwickeln, eine glückliche Gattin und Mutter, eine im höheren Sinne thätige Hausfrau werden. Der Geist des Vaters, die Anmuth der Mutter vereinten sich in ihr. Damals glich sie einer jugendlich schönen Zigeunerin, ihr Teint und die bunten Turbane, die meine Gouvernante ihr zur Freude des Vaters fast täglich aufstecken mußte, gaben ihr das ausländische Ansehen, woran ich mich ebenso sehr ergötzte wie an ihrem lebhaften Wesen und dem Strom ihrer Rede, wenn sie in Aufwallung gerieth.

Im Herbst 1800 sammelte die den Sommer über zerstreut gewesene Familie Stolberg sich wieder in Gutin, nur Marie-Agnes fehlte.

*) Geboren 1787, später Besitzer von Södern, gestorben 1863.

***) Geboren 1790, gestorben 1836, vermählt mit Fr. v. Kerßenbrock.

****) Geboren 1788, vermählt 1812 mit Karl Freiherrn von Hardenberg.

†) Geboren 4. Mai 1785.

Ich verlebte viele schöne Tage dort mit ihnen, deren Freude freilich durch die Aussicht auf das baldige Wegziehen der Stolbergs nach Münster getrübt wurde. So mancher Lustpartie nach dem schönen Dorf Ziffau und nach Gremmsühlen, sowie einer Fußwanderung nach Sielbek erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen, selbst der Neckereien, die meine große Ermüdung mir zuzogen. So auch der Spaziergänge im wunderschönen Schloßgarten mit seiner Fasaneninsel und seinen Wasserfällen. Ich muß wohl sagen, daß mich damals beim Anblick des herrlichen Oufels Friedrich Leopold, auf dessen Stirne freilich oft finstere Wolken ruhten, Schauer der Ehrfurcht und Bangigkeit ergriffen, die sich jedoch in Schauer der Andacht umwandelten, wenn derselbe morgens und abends seine Familie um sich versammelte und ihnen Vorträge aus der heiligen Schrift hielt! Jedes der erwachsenen Kinder pflegte abwechselnd ein Klopstock'sches oder Kramersches geistliches Lied herzusagen, wobei ich jetzt Marie-Agnes mit ihrer schönen Stimme sehr vermisse.

Friedrich Leopold Stolbergs unvermählte Schwester, Tante Katharine, besuchte uns auch einige Male in Haffelsburg mit ihren Nissen und Nichten; sie waren sehr gern bei uns und vergnügten sich einmal besonders köstlich, als meine recht talentvolle Gouvernante ein kleines Festspiel zu ihrem Empfange gedichtet und uns einstudirt hatte; auch Baudiffins traten darin auf. Mich arme Unmusikalische ließ man singend auftreten, und wenn ich nach dieser Erinnerung das Ganze beurtheilen muß, so kann ich es mir nur als sehr mißlungen denken.

Erwähnte ich eben meines Mangels an musikalischer Begabung, so darf ich wohl hinzufügen, daß ich in wissenschaftlichen Fächern gern lernte. Geschichte war meine Passion; noch heutigen Tages sind die Eindrücke nicht ganz verwischt, welche meine Seele beim Studium der griechischen und römischen Geschichte so früh eingesogen hat. Die Freiheitshelden waren meine Ideale; jetzt dürfen sie es ja nicht mehr sein, jetzt, wo von dem korrekt Gesinnten ein Ppsilanti nur ein Empörer, ein Colocotroni nur ein Unruhefistifer genannt wird.

Ich lernte also gern und leicht, hatte aber leider eine Virtuosität im Vergessen; dazu kam, daß ich eigentlich nur weiblichen Unterricht empfing, einen Unterricht, der in meinem vierzehnten Jahr ganz aufhörte und bis dahin durch unser Nomadenleben sehr oft unterbrochen ward.

wenn meine Erzieherin ihn auch wirklich, sobald wir an Ort und Stelle waren, immer wieder mit großem Eifer aufnahm. Nur in Ranzau, im lieben unvergeßlichen Ranzau, wurden uns Kindern der erste und letzte Tag unseres Zusammenseins ganz geschenkt. Schloß Ranzau, unweit Cutin, war der Besitz meines Onkels Grafen Baudiffin; *) dort verlebten wir einen Theil dieses Sommers und verdankten die größere Freiheit der Freundschaft unserer Gouvernanten, der beiden Mariannen. Die meine, gut und geistreich, mochte wohl im Allgemeinen wenig gefallen, die allerliebste Marianne Heintze dagegen, Susanne Baudiffins**) Lehrerin, war eine Zierde mehr des hübschen Baudiffinschen Kreises und paßte auf alle Weise hinein. Später hat sie Wolfs***) Hofmeister, Pfeiffer, als er Prediger in Cutin ward, geheirathet.

In den schönen Zeiten, von denen ich rede, war Alles in Ranzau jung, hübsch und auf dem Höhepunkt des Glückes und der Schönheit. Auch die von dem Gutsherrn im letzten Jahrzehnt gepflanzten Gartenanlagen, die damals für die bestgelungenen von der Welt gelten konnten, die smaragdgrünen Rasen, die malerisch gruppirten Bäume, die später durch ihr Wachsthum freilich das schöne Bild unkenntlich machten, hoben die Reize der schon von Natur so lieblichen Landschaft. Auf der höchsten Anhöhe, von der man eine großartige Fernsicht auf die reiche Gegend hat, stand ein chinesisches Pavillon, der damals in seiner lustigen bunten Frische ein reizendes point de vue bildete. Zu diesen Anlagen führte der Weg durch den alten Theil des Gartens, dessen schattige Lindenalleen und unvergleichlichen Kastanien mit ihren tief herniederhängenden Aesten höchst ergötzlich waren und sich bis an das Haus erstreckten, bis an den Flügel, in den die Reihe von Prachtzimmern auslief, für die ich eine besondere Vorliebe hatte, weil sie oft der Tummelplatz der Freuden bei regnerischem Wetter waren. Die Aussicht aus der Tante Wohnung ging nach einem schönen grünen Anger hinaus, durch den die Aue in vielen Krümmungen floß, schöne, hohe, sehr leichte Brücken auf ihrem Rücken tragend; daran schloß sich, der dritten Seite

*) Karl Graf Baudiffin, königlich dänischer General, vermählt mit Charlotte Luise Gräfin Dernath.

**) Susanne Baudiffin, geboren 1790, vermählt mit Adolf v. Bülow, gestorben 1816.

***) Wolf Baudiffin, geboren 1789, gestorben 1878.

des Hauses gegenüber, die Wassermühle, welche uns in unseren Spielen nicht hätte fehlen dürfen. Die vierte, die Hoffseite, blieb mir wohl die allerliebste, weil sie bei meiner jedesmaligen Ankunft das Erste war, was ich von dem lieben Orte sah; auch gingen Suschens Fenster auf den Hof hinaus. Wir schauten von dem Perron herab oft den Turnierspielen der Knaben zu, und auch der Eingang zu der Küche befand sich hier, und die spielte bei den Baudissinschen Kindern eine große Rolle. Sie waren sehr befreundet mit dem alten französischen Koch, und mich bedünkte die Freiheit, mir auch einen Lackerbissen aus der Küche zu holen, bei der sonst in dieser Hinsicht sehr strengen Zucht, in der ich lebte, höchst angenehm. Von den Kindern war Hermann*) so gut, daß selbst das arge Verziehen der Mutter ihn nicht verdarb. Otto**) neckten wir unbarmherzig, ob wir ihn gleich sehr gern hatten. Sein Zorn über jeden entdeckten Streich, den wir ihm spielten, war gar so possirlich; doch als er einmal von uns hinwegstürzte, um sein Leid in den Fluthen der Aue zu versenken, da kamen wir zur Besinnung und zu einer Reue, die, hoffe ich, länger angehalten hat als sein Unmuth. Mit Wolf und Susanne, unseren Altersgefährten, lebten wir stets in ungetrübter Harmonie.

Später, wenn unsere Gespielen des Sommers von Berlin zurückkamen, wo mein Onkel seit dem Jahre 1801 Gesandter war, setzten ihre Erzählungen von dem dortigen großstädtischen Leben mich in höchstes Erstaunen. Schon damals klangen in meinen Ohren viele der Namen wieder, die mir in der Folgezeit so geläufig geworden sind, so u. A. die der Familien Reck und Reuß. Mit diesen wurden „Akademien“ gehalten, deren Stiftungspatent der liebe Septi***) mir zwanzig Jahre später geschenkt hat. Die Erinnerungen an diese literarischen Vereine kehrten in den Erzählungen unserer jugendlichen Freunde häufig wieder und entzückten uns Landmädchen in hohem Grade. Auch horchten wir mit gespanntester, mit seligster Aufmerksamkeit, wenn sie die Meisterstücke der Literatur deklamirten; vor Allem empfanden wir das lebhafteste Ergötzen an Schillers uns bis dahin noch unbekannter Glocke, deren zarte Stellen Suschen allerliebft aufgefaßt hatte, während Otto den

*) Geboren 1798.

**) Geboren 1792.

***) Heinrich LXX. Reuß.

Meister recht brav und kräftig sprach und Wolf das Uebrige in feiner und lebensvoller Auffassung rezitirte. Jetzt noch durchbeben diese „Glockentöne“ mein ganzes Wesen mit innigem Wohlgefallen und einer Harmonie, der nichts Anderes gleichkommt.

Bei der holden Tante Milchen Ranzau war ich viel in diesem Sommer. Im Ganzen aber führte ich ein rechtes Nomadenleben mit Charlotte und meiner Gouvernante, und die Zerstreuung, die dieses Leben mit sich brachte, half mir wohlthugend hinweg über den ersten großen Schmerz meines Lebens, die Trennung von meiner Mutter. Sie hatte den Vorschlag der Reventlows, ihnen mit meinem Bruder nach Karlsbad zu folgen, nicht widerstehen können, um so weniger, als ihr der Gebrauch dieses Brunnens auch sehr empfohlen war. Diese Trennung war sehr bedeutend für mich, weil ich während derselben erst recht inwardig wurde, wie sie mich liebte und mit welcher Zärtlichkeit ich an ihr hing. Durch den Ernst ihres Wesens und die Strenge im Ton, die sie, ihren Grundsätzen nach, immer gegen ihre Kinder anzunehmen pflegte, hatte sie mir bis dahin mehr Ehrfurcht eingeflößt; jetzt aber überraschte mich fast überwältigend ihre Zärtlichkeit, und der Ausdruck derselben in ihren Briefen beglückte mich mehr, als ich es auszusprechen vermag.

Auch bei meinen Großeltern Dernath in Hasselburg war ich längere Zeit wohl aufgehoben, während die kränkliche Charlotte sich mit unserer Erzieherin in Kiel aufhielt, um dort eine Kur zu gebrauchen.

Die Großeltern waren oft absorbiert von der Sorge um ihre Vermögensverhältnisse; doch diese Sorgen vermochten die heitere Laune des lebenswürdigen Greises nicht zu stören. Er brachte nach wie vor seine französischen Gelegenheitsgedichte zum Vorschein, war auf seinem Felde ganz Landmann und im Salon ein lebenswürdiger Gesellschafter. In seinem Zimmer erinnerte eine Sammlung von schlechten Bildern seiner verstorbenen Frauen, Kinder und Freunde an die Vergangenheit und fromme Verse an den Wänden an die Zukunft. Ueber der Hausthür las man Gellerts Vers:

„Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirft gelebt zu haben. Güter, die du hier erwirbst, Würden, die dir Menschen gaben, nichts kann dich im Tod erfreuen, diese Güter sind nicht dein!“

Aus der früheren Zeit war noch die Sitte geblieben, daß die Kinder und Schwiegerkinder die Eltern immer *ma chère mère, mon*

cher père, auch wenn sie deutsch sprachen, anredeten, und da das „Sie“ vermieden wurde, so kehrte die Titulatur immer und immer wieder und flocht sich in jede Anrede zehnmal ein. Trotzdem vermochte dieser Zwang die innige Vertraulichkeit nicht zu stören, die zwischen diesem trefflichen alten Paare, ihrer Schwiegertochter und Enkelkindern herrschte.

Als ich sehr traurig über die Trennung von meiner Mutter und dem Bruder, die sich über den Winter hinaus verlängerte, in ungewohnter Niedergeschlagenheit einherging, ließ mich mein Vater zu sich entbieten, verkündete mir, er reise in wenigen Tagen von Haffelburg nach Dresden ab, wo meine Mutter sich befand, und ich solle ihn begleiten. Meiner zurückbleibenden Pflegetochter möge ich nur sagen, wie leid es ihm thue, sie nicht mitnehmen zu können, und ihr als kleinen Beweis seiner freundlichen Gesinnung für sie ein entzückend schönes Kleid bringen. Der liebe Vater aber ward beinahe irre an meiner Freude, als ich mich laut schluchzend an seinen Hals warf! Die Ueberraschung war gar zu mächtig, die Freude zu überwältigend gewesen. In Eile richtete meine Gouvernante mit großer Liebe und noch größerem Geschick meine bisher nur dürftige Garderobe her.

Es gelang ihr, aus zwei alten weißen Röcken ein Kleid, aus einer alten groben Musseline Fenstergardine ein zweites zu Stande zu bringen. Dieses legte dünkte mir, wenn es über einen rosa kattunen Rock gezogen ward und ein kleines schwarzseidenes Jäckchen, mit Goldflittern gestickt, es noch verschönerte, ein gar herrlicher Staat. Noch aber freue ich mich meiner damaligen Einfachheit, freue mich über den großartigen Sinn meiner Familie, die so etwas kaum beachtete, freue mich aber zugleich meiner Pfiffigkeit, mit der ich mir in höchster Noth zu helfen wußte. So hatte ich mir z. B. im Sommer zuvor ein neues Kleid verschafft, indem ich mein Großmütterchen recht artig zu necken verstand. Ich war nämlich von ihr auf einem Ausflug nach Rastorff mitgenommen und zwar allein ohne Kammerjungfer, weil sie sich gern von mir bedienen ließ. Um die bestimmte Stunde, da ich sie am Morgen wecken sollte, erschien ich an ihrem Bette, ganz mit ihrem gestern Abend abgelegten Anzuge angethan; sie glaubte sich doppelt zu sehen, ich aber erklärte, ich gäbe das Kleid auf keine Weise wieder weg, wenn sie mir nicht ein neues statt dessen schenkte.

Nach acht Tagen schon, als kaum die fleißigen Nähnadeln ihr Werk vollendet hatten, ward ich auf einen Korbwagen gesetzt und fühlte mich überglücklich. Abends in Segeberg fanden wir Reventlow-Emkendorf und Tante Rätchen Stolberg, und nachdem ich die Nacht mit Bangigkeit mich neben der guten, aber immer etwas unheimlichen alten Tante ins Bette gelegt und in dieser engen Gemeinschaft, so gut es gehen wollte, geschlafen hatte, setzten wir mit Reventlow die Reise fort. Unser zweites Nachtquartier war im Schlosse zu Wandsbeck, wo ich von Schläfrigkeit und Blödigkeit gleich sehr gemartert wurde. Die mächtige Gräfin Françoise Schimmelmann, ihre beiden lieblichen Töchter, Lilli und Laure (erstere die spätere Löwenstern, letztere die Lägerode) und der alte Claudius sind mir in der Erinnerung geblieben sowie die vielen Schüsseln beim späten Souper. Dann fuhren wir ohne Aufenthalt bis Berlin, übernachteten in der „Sonne“ und erhielten einen Besuch vom würdigen alten Grafen Brühl, früherem Erzieher des Königs, Vater meiner nachherigen Freundin Marie Clausewitz und Dichter eines mir sehr lieben Verses, aus dem ein gediegenes und auf Erfahrung gegründetes Christenthum spricht:

„O Seele, siehst du keine Spur, so glaube nur! — ja wer nur glauben könnte! — so gib dich Jesu in die Kur und bete nur! — ja wer nur beten könnte! — so seufze nur, geängste Kreatur! Und findest du im Beten, Seufzen, Weinen nicht deines treuen Heilands Spur, so harre nur!“

War es nun, daß mir aus seinem freundlich gediegenen Wesen eine Ahnung seines Werthes als Mensch und Christ aufging, oder war es ein Vorgefühl der Freundschaft, die einst seine Tochter und mich verbinden sollte — genug, seine Erscheinung blieb mir unvergeßlich.

Weiter ging es, und zwar mir zu Ehren mit einem Umwege über den Berliner Weihnachtsmarkt, der mich entzückte und mir ein Bild so großer, so glänzender Kinderherrlichkeit zurückließ, daß ich später darin die Wirklichkeit gar nicht wiedererkannte. Dennoch hat und behält dieser Weihnachtsmarkt für die Berliner große und kleine Welt einen ganz eigenen Zauber und eine Anziehungskraft, deren ich mich als einer Pietätsäußerung mehr freute, als daß ich solche gerade selbst empfunden hätte. Die beiden Herren wollten während der ganzen Reise so recht für mich sorgen, allein sie verfehlten es nur zu oft. Ich brachte u. A. eine ganz wunde Nase mit nach Dresden, weil ein

jeder meiner Beschützer sich eines der Ärmel der Wildschur, die uns alle Drei bedeckte, bemächtigt hatte, um ihn als Muff zu gebrauchen und sich gegen die grimmige Kälte zu schützen. Diese Einrichtung wäre nun auch ganz zweckmäßig gewesen, wenn der armen kleinen Lilli nicht in dem engen Coupé, zwischen Beiden sitzend, fortwährend durch den rauhen Fragen das Gesichtchen wund geschauert worden wäre. Ich kam aber auch wahrhaft ausgehungert in Dresden an, denn außer in Berlin ward nirgends weder zu Mittag noch zu Abend gegessen, sondern immer nur Thee oder Kaffee gefordert; Beides war mir unbekannt und schien mir ungenießbar.

Dergleichen kleine Leiden waren indeß mehr wie vergessen, als ich mich Dresden näherte; für meine gespannte Erwartung war es aber eine wahre Prüfung, durch die Neustadt, über die Brücke, durch die Altstadt fahren zu müssen und immer noch nicht das Haus zu erreichen, in dem mir ein so ersehntes Wiedersehen werden sollte. Endlich bogen wir in eine Straße der Pirnaer Vorstadt ein, und siehe, da lag das Haus. Die Unseren erschienen bald am Eingang, und ich lag in der geliebten Mutter Armen und konnte nicht wieder lassen von dem Mutterherzen.

Es war am 23. Dezember 1800, und erst am 23. März 1801 verließen mein Vater und ich Dresden wieder.

Diese drei Monate bildeten eine sehr glückliche, eine unvergeßlich heitere und an schönen Erinnerungen reiche Epoche in meinem Leben. Sie wurden aber zugleich auch eine wahre Ferienzeit für mich, indem sie meine Studien unterbrachen, die, wenn sie auch nicht sehr viel fruchteten, dennoch immer viel Zeit beanspruchten, denn meine Erzieherin pflegte mich neun Stunden am Tage zum Lernen anzuhalten. Hier dagegen gab es keinen anstrengenden wissenschaftlichen, sondern nur Musik- und Tanzunterricht. Der erstere wäre mir recht gut und recht erwünscht gewesen, wenn die Wahl des Musiklehrers nicht eben gar so traurig ausgefallen wäre; denn er bezeugte sich höchst phlegmatisch bei den Stunden, war mißlaunig und verleidete mir dadurch vollends diese edle Kunst, so daß ich auch bald nachher auf mein stürmisches Bitten von der Uebung derselben gänzlich befreit ward. Bei den Tanzstunden dagegen unterhielt ich mich ganz besonders; der drollige Lehrer und dessen sächsische Aussprache des Französischen waren zu possirlich, und für den Tanz bezeugte ich stets Lust und Anlage.

Um mich aber zu beschäftigen, ließ man mich ferner meinen kleinen Bruder in der gallischen Sprache unterrichten, während Portalis, der Jüngere, der sich als glücklicher Brautwerber um Jna Holt ebenfalls in Dresden aufhielt, so gütig war, mich in dieser seiner Sprache zu fördern, indem er mir nachmittags in derselben allerlei Schönes und Gutes diktirte.

Schon am 24. Dezember, am Tage nach meiner Ankunft, nachdem die liebe Tante Julie Reventlow uns Allen auf gewohnte liebevolle freigebige Weise einen schönen heiligen Christ bescheert hatte, durfte ich meine Mutter und die übrige Hausgesellschaft in die Christmesse der katholischen Kirche begleiten. Die herrliche Musik machte auf mich einen tiefen Eindruck, und ich begriff die Gefühllosigkeit der anderen Fremden nicht, die aus- und eingingen und schwatzten wie im Salon. Mir schienen diese Chöre so mächtig, diese Solopartien so eindringlich, daß es mir vorkam, als müßten sie auch den leichtsinnigsten, den gleichgültigsten Zuhörer himmelan ziehen! Wir pflegten alle Sonntage nach der protestantischen Predigt, meist von dem berühmten Reinhardt, die katholische Kirche zu besuchen, die schöne Musik bei der Hauptmesse als Schluß unserer Andacht betrachtend, und war auch mein Ohr nur zu oft taub geblieben für Reinhardts rationalistische Beredsamkeit und hatten meine Gedanken, trotz der Bemühungen des berühmten Kanzelredners, von der Erde loszulassen nicht vermocht, so konnten sie sich der Musik in der katholischen Kirche nicht entziehen, sie wurden fortgerissen nach dem Jenseits hin, und Alles in mir war Rührung. Doch bald kehrte der allzeit heitere, scherzende Kinder Sinn zurück, und es belustigte mich einmal königlich, als unser alter Hausarzt Lafitte Jna Holt fragte, mit welchem jungen Mann sie denn in die Kirche gekommen sei, und es sich fand, daß er mich damit meinte, mich, die ich freilich für mein Alter von zwölf Jahren ungewöhnlich groß und stark war — und nach der damaligen Mode einen tuchenen Ueberrock mit vielen Knöpfen und Schnüren trug, dazu eine Herrenkravatte und endlich, um die Verkleidung zu vervollständigen, einen ebenfalls sehr modernen kleinen Filzhut auf meinem kurz geschnittenen krausen Haar.

Man lebte in unserem Hause sehr eingezogen, um die kranke Tante Zulchen nicht oft verlassen zu dürfen; aber sie selbst versammelte gern einige Bekannte um ihr Lager. Die am häufigsten bei uns

erschienenen waren Gräfin Werthern, geb. vom Stein (Schwester des Ministers vom Stein), und ihre Tochter, die nachherige Frau v. Senft und Elise v. d. Reck.

Eine Kopenhagener Bekanntschaft von früher her erneuerte ich hier und schloß einen Freundschaftsbund für Zeit und Ewigkeit mit Asta Münster, nachheriger Gräfin Moltke.

Mitten in unseren heiteren Dresdener Aufenthalt fielen zwei Trauernachrichten sehr störend ein: Gräfin Münster, die Mutter meiner Asta, war mit dieser zum Besuch bei uns eingetroffen. Unsere beiden Mütter, eng miteinander befreundet, schliefen in demselben Zimmer, in dem auch Asta und ich ruhten. Da schreckte uns nächstlicherweile die Nachricht auf, daß Aastas Vater tödlich erkrankt sei.

Ich sah, wie die Mutter Aastas verzweifeln die Hände rang, hörte ihr Jammern, erblickte Asta, die laut weinend vor dem Bette der Mutter kniete. Bald jedoch raffte sich Letztere auf und eilte, einen Reisewagen zu besteigen, der sie zu dem Kranken bringen sollte. Asta blieb in heftigen Krämpfen bei uns zurück; die Krämpfe wichen lange nicht, auch noch nicht, als die geliebte Mutter, die den Gemahl nicht mehr unter den Lebenden gefunden hatte, zurückkehrte!

Schon wehten milde Frühlingslüfte, schon verkündeten hoch emporsteigende Lerchen und niedrig die Erde schmückende Hepatikas den lieben Frühling, der uns in der paradiesischen Umgebung Dresdens so einzigen Genuß versprach — als eine zweite Trauerkunde uns traf, die des Todes meiner sehr lieben Stiefgroßmutter Dernath, geb. v. Köller, unsere Freude in der Gegenwart trübte und meine rosige Erwartung der nahen Zukunft verdunkelte, denn mein Vater fühlte sich gedrungen, seine Heimreise um des vereinsamten Großvaters willen zu beeilen.

Mir zur Liebe und zur Freude wurden nun noch eilends die beiden schönsten Punkte der Umgegend besucht. Zuerst fuhr man durch den romantischen Plauenschen Grund nach Tharand, dem so malerisch gelegenen Forststädtchen, dessen Ruine ich mit meiner Asta erkletterte, die ihr Erstaunen an meinem Neulingsentzücken hatte über jeden Berg, jeden Felsen, über diese lachenden Thäler, vorzüglich über mein scheues Bewundern des alten, mir so imposant erscheinenden Gemäuers.

Der Ausflug nach Pillnitz übertraf alle meine Erwartungen, denn beachtete ich hier auch das Schloß nur wenig, fehlten mir die kandi-

artigen Felsenpartien des Plauenschen Grundes, so erschien mir dagegen der majestätische Strom gar köstlich und vollends der in meinen Augen himmelhohe Borsberg, den wir erstiegen und dessen Aussicht mich dermaßen überraschte, daß mir das herrliche Panorama, in dessen Vordergrund der Lilienstein und Königsstein paradirten, noch jetzt gegenwärtig ist. Wie fröhliche Genssen von einer Höhe zur anderen hüpfend und oft auf dem Geröll der Steine ausgleitend, uns gegenseitig abwechselnd aus helfend und auslachend, langten wir vergnügt wieder unten im Thale an; wir hatten nur noch die Gefahr einer Ueberfahrt zu bestehen, denn damals kannte man noch keine fliegenden Brücken, und unser Fuhrwerk rollte über ein Biachfeld dem lieben Hause zu, welches mir drei Monate lang eine gar zu behagliche, liebewarme und freudenreiche Heimath geboten hatte.

Doch es mußte geschieden sein; meine Mutter wollte die Reventlows nach Karlsbad begleiten, ich sollte nach Holstein zurück mit meinem Vater und war trostlos ob der Trennung von der Mutter. Der Gräfin Münster Pfligetochter, Luise v. d. Horst, begleitete uns bis Hamburg, und wir überlieferten sie in der Vorstadt Hamm an das Institut von Caroline Rudolphi. Caroline selbst, diese von mir so hoch geschätzte Dichterin meiner Lieblingslieder: „Sende nicht Worte mit fliegender Eile“ und „Welch fürchterlich böses Ding, o Laune, bist doch du“ — die Gute, die Kinderfreundin, die kleine Erwachsene und doch so Anmuthige, wie man mir versichert hatte, war verreiselt und somit meine Hoffnung getäuscht, die mich bei den Launen meiner Reisegefährtin, die eine kleine böse Sieben war, auf der ganzen Reise getröstet hatte.

Wir blieben einen Tag in Hamburg, wo mein Vater Geschäfte zu erledigen hatte.

Die Rückkehr nach Hasselburg bewegte mein sonst so fröhliches Herz in Schmerz; die gütige Großmutter war ja nicht mehr und das ganze Haus noch in erste Trauer versunken. Doch wie soll ich meine Gefühle von Bewunderung und noch etwas Anderem beschreiben, als ich bemerkte oder vielleicht durch Luise Laroché darauf aufmerksam gemacht wurde, daß mein vortrefflicher kleiner Großpapa wieder auf Freiersfüßen ging. Meine gute Luise Laroché, die Nichte und Pfligetochter der Verstorbenen, war in Verzweiflung über den „Treibbruch“ des Alten, aber so herzlich ich ihre Trauer auch darüber theilte, daß die

Lücke, welche die theure Verstorbene gelassen hatte, so bald wieder ausgefüllt werden sollte, so siegte dennoch bei mir der Spaß an der Sache, denn unser altes Hausfräulein v. Ahlden war die erwählte Braut. Die Hochzeitsfeier erregte ebenfalls meine Wehmuth nur im Vorübergehen, weil sie mich gar zu sehr amüsirte; ich sehe noch den Myrthenkranz auf der ehrbaren Haube, die Prieße Tabak, welche während der Trauung verstoßen genommen ward, das Schoßhündchen, das umherschwänzelte, ganz verwundert, daß es unterdeß nicht seinen gewohnten Platz bei seiner Herrin beibehalten konnte.

Der lustige Bauerntanz auf der prächtigen Diele ergötzte mich, und ich selbst tanzte den Kehraus mit, der von dem alten Paare eröffnet und mit dem fröhlichen Liede begleitet ward: „Und als der Großvater die Großmutter nahm.“

Bald darauf mußte das schöne Hasselburg auf einer Auktion zur Pacht ausgedoten werden. Mein Vater war der Höchstbietende und blieb also als Pächter auf Hasselburg, während mein Großvater trotz der dringenden Bitten seines Sohnes, doch bei ihm zu verweilen, nach Wismar umsiedelte. Unter diesen betäubenden Umständen erkannten meine Eltern doppelt lebhaft das Glück seiner Heirath, denn unmöglich hätten sie sich dabei beruhigen können, den Greis einsam und allein in die Fremde ziehen zu sehen. Immer mehr lernten sie die wahrhaft vortreffliche Frau schätzen und in Ehren halten, die dem alten Mann in Wismar einen so heiteren Lebensabend bereitete und ihn später stets mit rührender Hingebung und Treue pflegte.



1802 bis Herbst 1805.

Mein Gedächtniß läßt mich hier im Stich, und ich weiß nicht mehr genau, wo wir den Winter von 1801 bis 1802 zubrachten. Desto deutlicher steht die Reise nach Seeland mit meiner Mutter, Charlotte und André im Sommer 1802 vor meiner Seele. Die Liebe der beiden Onkel und der Tante in Bernstorff beglückten mich unendlich, ich schwelgte

in Erinnerungen, und meine Vorliebe für jene Gegenden fand ihre volle Befriedigung in Ausflügen zu Wagen mit meiner Mutter und ihren Geschwistern und zu Fuß mit meiner Erzieherin, meinem Bruder, dem Vetter Erich, dem hinterlassenen Sohne des früh verstorbenen Hans Bernstorff, den sein Oheim Christian zu sich genommen hatte, und dessen Lehrer.

Wahre Entdeckungsreisen machten wir auf diese Weise in der Frühe des Morgens oder in der Kühle des Abends, und wo konnten die lohnender sein als in diesem Garten Gottes?

Die Sonntage führten meistens die ganze Hausgenossenschaft in drei Abtheilungen nach Silleröd, wo mein Onkel Graf Cajus Reventlow ein sehr romantisch gelegenes Landhaus bewohnte. Ich schloß mich dann vorzugsweise der Partie an, die in aller Frühe des Festmorgens dahin aufbrach. Wir hatten schon stundenlange Wanderungen in den reizenden hügeligen und waldigen Umgebungen gemacht, wenn gegen elf Uhr die zweite Karawane zu uns stieß.

Im Garten sitzend, harreten wir um die Tischzeit der Brüder Christian und Joachim Bernstorff, die zu Pferde von Kopenhagen kamen, wo die Woche über die Staatsgeschäfte sie festhielten. Sobald man von ferne die Reiter erblickte, erscholl das mächtige Gong. Nachmittags wurden dann wieder Promenaden unternommen, bei denen ich gern an der Hand eines der Onkel umherzuhüpfen pflegte.

In dem schönen von dem Grafen Ernst v. Schimmelmann bewohnten Seelust freute ich mich an der Seite meiner jungen Freundinnen, Josephine und Luise, der Pflegefinder des Hauses, der herrlichen Aussicht von dem Hügel, wo ich mein liebes Meer immer mit neuem Entzücken begrüßte, wo meine Blicke von dem ärmlichen Fischerdorfe zu meinen Füßen längs der köstlich bewaldeten Ufer hinaufgleitend, auch hinüber sich wendeten nach der schwedischen Küste, die sich sehr stattlich mit ihren drei thurmreichen Städten Malmö, Landskron und Helsingborg präsentirte. Vollkommen flach dagegen, baumlos und öde, wie ein verfluchtes Land, liegt diesem Punkte gerade gegenüber die Insel Hwen mit den Trümmern der Tycho=Brähe=Burg.

Der Charlottenlunder Wald ward an den Tagen, die ich auf dem damals von dem Minister Grafen Christian v. Reventlow bewohnten Schloßchen zubrachte, nach allen Richtungen durchkreuzt. Das schöne

Sophienholm lag zwar weiter ab, doch keineswegs unerreichbar für uns. In Christiansholm kehrte ich mit der Mandahl bei unseren Jugendfreunden, den Kirsteins, ein. Eymgbue und Nardrup wurden häufig, Jägersburg noch öfter besucht. All dies sind Namen, die damals wie noch jetzt einen unvergleichlichen Zauber auf mich ausübten. Ich habe wohl viele schöne Gegenden seitdem gesehen, mich ihrer auch mit offenen Augen gefreut, doch wenn ich im Genuß dieser neuen Schönheiten die alten lang und treu geliebten einigermaßen vergaß, wenn die Bilder aus dem Lande meiner Liebe und Sehnsucht mich während der Tage nicht gerade störten, so mußten doch nächtlicherweile meine Träume mir die seeländischen Fluren, ihre eigenthümlich herrlichen Bäume, ihre freundlichen Ufer vorführen, damit ich in meiner Bewunderung, in meiner Liebe ihnen ganz treu bliebe; war ich dann erwacht und prüfte ich den Grund meiner Vorliebe, so konnte ich nicht anders als mir eingestehen, daß an Freundlichkeit und an Großartigkeit zugleich auch die romantischsten Partien des mir bekannten Deutschland den seeländischen nachstünden.

Die Bäume sind nirgends in der Welt so wunderschön, sie breiten nirgends ihre Aeste zu solchen Lauben aus, der Rasen ist nirgends so frisch grün; die fehlenden Gebirge werden durch das sanft anschwellende, wellenartige Terrain ersetzt, die Flüsse durch die Menge und Schönheit der Landseen, und überdies bietet das Meer von jedem erhöhten Punkte aus die herrlichste, die köstlichst umgrenzte und die abwechslungsreichste Aussicht dar.

Mit den schönsten und liebsten Erinnerungen bereichert, kehrte ich nach Holstein zurück. Hatte mich der Abschied von meinem Wonneiland, von meinen geliebten Verwandten gleich sehr betrübt, so siegte dennoch das Gefühl des Glücks in dem Bewußtsein aller Liebe, die mir in Bernstorff geworden war.

Der mütterlichen Tante Sophie blieb ich in dankbarer, dem Onkel Christian aber in der schwärmerischsten Liebe zugethan, hatte doch gleich schon in den ersten Stunden, die ich auf Seeland verlebte, als er uns mit Tante Sophie auf dem Wege von Bernstorff nach Kopenhagen entgegengekommen war, der erneuerte Eindruck seiner überragenden und in Liebe Alles besiegenden Persönlichkeit mich vollkommen hingerissen und mich ihm fürs Leben zu eigen gemacht. Den Onkel Jochen gewann ich

ebenfalls bald sehr lieb; aber es schien mir doch auch zugleich so natürlich, daß dem älteren Oheim in Allem, bei Allem und von Allem der Vorzug gegeben werden mußte, daß ich meiner lieben Tante Sophie mit kindlicher Zutraulichkeit halb und halb Vorwürfe machte, daß sie nicht ihn, den herrlichen Onkel Christian, dem sie ja auch so gut war, zum Gemahl gewählt habe. Seine hohe, sehr wohl proportionirte Gestalt, sein edler Gang, seine Unermüdblichkeit im Gehen, sein schöner Sitz auf dem Pferde, einfach und stolz, ohne Manier — alles dies bemerkte ich damals schon. Seine Gesichtszüge waren wohl nicht eigentlich regelmäßig zu nennen, dennoch fand ich sein Aeußeres, und mit mir gewiß auch viele Andere, schön. Jedermann erkannte in ihm sogleich die herrlichste Natur, innere und äußere reiche Begabung. Dem Ausdruck seiner Freundlichkeit war nicht zu widerstehen, und ich sah ihn nie anders als innig freundlich. Sein Wesen mir wie allen jungen Personen, die ihn ansprachen, gegenüber war wunderbar einnehmend; jeder Blick zeugte von Wohlwollen und Wohlgefallen, während die lieblich neckenden oder innig freundlichen Worte wie Perlen über seine schönen Lippen glitten. Ich durfte mir meine kleinen Schreibbedürfnisse u. s. w. auf seinem Zimmer holen und war stets eines liebkosenden, freundlichen Empfanges gewiß. Er erhob sich sogleich von seinem Schreibstuhl (einem Reitbock), trat mir fragend mit seinem strahlenden Lächeln entgegen und gewährte mit vollen Händen mir dann Alles, was ich in kindlicher Zutraulichkeit begehrte.

Die Tante Sophie hatte mich in ihrer Liebe gar schön beschenkt, meine Garderobe ausstaffirt und mich mit Allem versorgt, was mir zu dem uns bevorstehenden Winteraufenthalt in Kiel nützlich und angenehm sein konnte. Neventlow war nämlich Kurator der dortigen Universität geworden, hatte sich ein großes Haus gekauft, es von Pellicia, einem von ihm aus Italien mitgebrachten Maler, herrlich dekoriren lassen und uns ein- für allemal dahin, ebenso wie nach Emkendorf eingeladen.

Für mich begann damit eine neue, mir sehr behagliche Aera; denn der Stadtaufenthalt im Winter brachte mehr Abwechslung in mein Dasein, um so mehr, da ich außer dem Knooper-Baudissinschen Hause auch meine Dresdener Freundin, Afta Münster, dort besaß. Ihre Mutter hatte sich für die Zeit, während welcher ihr Stiefsohn in Kiel studirte, daselbst niedergelassen.

Bald nach unserer Rückkehr aus Seeland hieß es plötzlich, der Onkel Christian werde, vom Kronprinzen nach Hamburg gesandt, über Holstein kommen. Wir waren gerade in Rastorff bei Tante Milchen, als ihr diese Nachricht einen dermaßen freudigen Schreck verursachte, daß ihr eine zarte Ader oben auf dem Arme sprang und das Blut wie eine Fontäne in die Höhe spritzte. Onkel Christian kam und nahm meine Mutter mit sich nach Hamburg, und dann machten sie von da aus einen Abstecher nach Dreylützow, doch nicht, ehe er den Auftrag seines Herrn in Hamburg erfüllt und den Kammerherrn Blücher, den ein Stellbischein dorthin führte, beruhigt hatte. Diesem aufgeregten Manne war in seinem heftigen Temperament alle Geduld über die Langsamkeit seiner Beförderung ausgegangen, und er hatte sich nicht entblödet, den edeln Kanzleipräsidenten Cajus Reventlow zu fordern, weil er ihm die erlittene Unbill größtentheils zuschrieb. Der gütige Prinz-Regent wollte es aber nicht dulden, daß dieser würdige Mann und vortreffliche Staatsdiener sein Leben an eine ihn privatim gar nicht berührende Sache setzen solle, und sandte daher Christian Bernstorff, den Schwager Reventlows, nach Hamburg, um den wunderlichen Streit beizulegen. Die Briefe, die nach und von Hamburg zwischen dem Regenten und dessen Abgesandten Christian Bernstorff gewechselt wurden, sind gar schön und rührend. Da wird von dem heftigen Wortwechsel erzählt, der entstand, als der Schwager (Christian Bernstorff) sich an der Stelle des Geforderten (Cajus Reventlow) präsentirte, von der Wuth des alten Brausekopfes, der drohte, mit einer ganzen Armee von Blüchers, nämlich sechzehn der Zahl nach, den alten General, nachherigen Feldmarschall und Fürsten an der Spitze, Bernstorff entgegenzutreten. Die kalte überlegte Grobheit, mit der sein Gegner ihn überraschte, und die Ruhe, mit der er verhieß, dem Heere der Blüchers ebenso viel Bernstorffs entgegenzustellen, bezwangen den Zürnenden, und die Ausöhnung, zu welcher der Regent seinem Minister alle Mittel in die Hände gegeben hatte, fand endlich und vollkommen statt. Doch Christian Bernstorff durfte fürs Erste sich mit einem schriftlichen Bericht an seinen Herrn begnügen und seinen Ausflug bis nach seinen mecklenburgischen Gütern (Dreylützow und Harste) ausdehnen, um sich dort einmal wieder, wenn auch nur im Fluge, mit der Lage seiner Angelegenheiten bekannt zu machen. Dahin nun begleitete ihn meine Mutter; mein Vater kam gleichfalls dorthin, ebenso

auch Fritz Bernstorff, die Schwester Milchen Ranzau, deren Gemahl, der kleine Liebling Anna, und unter den Flügeln dieser lieben Tante ward auch mir das Glück zutheil, diesem Familienvereine beizuwohnen. Die Reise schon war mir sehr vergnüglich, nur quälten mich aufs Neue die Neckereien des Onkels Ranzau. Diesmal galten sie indeß nicht meiner Persönlichkeit, sondern nur meinem Hut. Da kam die liebe, immer gütige und begütigende Tante meiner Verlegenheit zu Hülfe und erklärte dem Verfolger, daß, wenn mein Hut ihm nicht recht wäre, er mir in Lübeck einen anderen kaufen könne. Dazu war er gleich bereit und staffirte mich, in der alten Handelsstadt angelangt, gar zu possirlich mit einem kleinen spizen weißen Bastkasket aus, welches meiner Mutter so wohl gefiel, daß ich es nur zu häufig tragen, sogar bei unseren Kieler Professorendiners damit erscheinen mußte.

In Dreylützow blieb mir während der langen Vormittage, denn die Herren jagten bis spät am Nachmittage, reichlich Muße, um mein Gouvernantenamt bei der kleinen Cousine Anna Ranzau zu verwalten, und da ich beim Thee, und wo sich sonst noch die Gelegenheit darbot, die kleine Hausfrau machen durfte, so dünkte ich mich damals schon eine recht wichtige Person, aber doch nicht wichtig genug, um mir träumen zu lassen, was ich erst Jahre lang nachher erfuhr, daß bei Herrn v. S. Absichten auf meine Hand zur Reife kamen. Er war dänischer Legationssekretär in Berlin und kam nach Dreylützow, um dort seinem Chef die Aufwartung zu machen. Bald nachher hat er um meine Hand geworben und zwar, indem er sich deshalb schriftlich an diesen seinen Chef wandte. Um die ablehnende Antwort zu versüßen, sagte man ihm, meine Eltern hegten anderweitige Pläne, welche die Zukunft noch barg. Inzwischen fühlten die Meinen sich alle einigermaßen entrüstet über eine Bewerbung, der so augenscheinlich das ehrgeizige Streben, dadurch in seiner Dienstlaufbahn schneller und sicherer zu steigen, zu Grunde lag. Auf mich indeß hatte eine während der Tafel ganz allein in den Speisesaal hineinspazierende gebratene Gans viel mehr Eindruck gemacht als der dänische Baron! Die aufwartenden Jäger und Bedienten waren sämmtlich etwas alt, eingerostet und ungeschickt geworden; der bejahrte Forstbeamte, der den Braten mit vieler Würde und Anstand trug, war nun aber vollends so schwach, daß er, o des Schreckens! mit

seiner Last hereinstolperte, wodurch dieselbe einen Schwung bekam, der sie in eigene, nur zu selbständige, zu komische Bewegung setzte.

Das alte, gute und in der That sehr stattliche Drenslützow gefiel mir leider schon damals durchaus nicht, denn das kolossale Haus, dieses rothe Gemäuer mit den vielen ganz flach angelegten, wie angeklebten Fenstern war weder antik noch modern, hatte nichts Schloßartiges und trug von außen wenigstens auch nicht einmal das Gepräge eines wohnlichen, behaglichen Landsitzes, während es doch in der That recht bequeme Räume zum Bewohnen bot. Die flache Gegend konnte mich ebenso wenig ansprechen, und Gärten gab es kaum, denn der nahen, zu Blumen- und Gemüsebeeten benutzten und mit einer hohen Mauer eingefassten Umgebung des Hauses sprach ich die Benennung eines Gartens gänzlich ab. Für jene Mauer aber hegte ich dennoch eine Vorliebe; denn an ihrem Spalier reiften Jahr für Jahr die herrlichen, berühmten, schönen Beurré-gris, die ich als Kind schon bei meinen Großeltern in Kopenhagen mit hohem Entzücken gegessen hatte, wohin sie als Seltenheit gesandt wurden. Zu meinem wahren Kummer war aber gerade diese Mauer mit ihrer reichen Ladung, als ich im Jahre 1811 wieder nach Drenslützow kam, vom Erdboden verschwunden. Doch nicht nur jene Spaliere, nein, auch das kleine Kirchlein sah ich damals, im Jahre 1802, schon mit Wohlgefallen, die Gruft, welche die irdischen Ueberreste meiner Großeltern barg, mit inniger Ehrfurcht an. Seitdem habe ich so manche Erbauung in diesem Kirchlein gefunden, ich habe manche Thräne der Rührung in ihren Mauern vergossen, es ist auch manche Fürbitte für ihren Patron und dessen Familie darin gesprochen worden, doch die Gebete für die kleinen männlichen Erben desselben hat Gott nicht erfüllen wollen!

Die Rückreise war bei schlechtem Wetter und noch schlechterem Wege beschwerlich. Den zweiten Reismorgen fuhren wir also geordnet aus, daß ich mit meiner kleinen Cousine und den beiden Kammerjungfern den Nachtrab bildete. Die eine von ihnen war die in Rastorff so hoch geachtete Keilgaard. Wir warfen um, zwar ohne uns Schaden zu thun, aber auch ohne von den Anderen bemerkt zu werden oder sie anrufen zu können. So blieben wir einige Stunden, mich bedünkte es eine Ewigkeit, in dem umgestürzten Wagen auf der Heide liegen (wer jene wüste und menschenleere Gegend kennt, wird dies begreifen), während

unser Postillon in das nächste Dorf ritt und uns von dort einen Bauernwagen verschaffte. Verhungert und erfroren kamen wir in stockfinsterer Nacht in der Bauernkneipe an, fanden keinen anderen warmen Raum als die Wirthsstube, die wir mit dem Postillon u. s. w. theilten, bis ein Strohlager, welches in einem an den Viehstall grenzenden Ver- schlage bereitet wurde, uns aufnahm. An dem folgenden Tage hielt uns die Reparatur des Wagens so lange auf, daß wir nur mit großer Noth und vielen Trinkgeldern Hamburg vor der Thorperre erreichten.

Dieses Ungemach wurde aber reichlich aufgewogen durch den Empfang, der unser dort harrete. Der Onkel Christian begrüßte uns schon unten mit überströmenden Augen, mein Vater drückte mich mit der innigsten Zärtlichkeit an sein Herz, meine und Annas Mutter flogen die Treppe hinunter uns entgegen und mochten die Wiedergefundenen nicht aus ihren Armen lassen. Da war nun des Fragens und Erzählens gar kein Ende, und seitdem unterließen sie es nie wieder, den Nachtrab Vortrab sein zu lassen.

Ebenso schnell wie der theuere Onkel Christian nach Holstein gekommen war, um den Auftrag des Regenten auszurichten, kehrte er nach Kopenhagen zurück, um sich ohne Zeitverlust wieder in seine schweren Geschäfte zu vertiefen. Wurden ihm in Holstein bittere Thränen geschwisterlicher Liebe nachgeweint, begleitete ihn von dort aus die glühendste Sehnsucht liebender Schwesterherzen, so fand er dafür in Kopenhagen andere theuere Seelen wieder, die ihn mit offenen Armen empfingen. Ideal schön war ja der Verein, welcher seit dem Jahre 1797 dort das Häuflein von Geschwistern, wozu ich auch die Herzensschwester Vottchen Ranzau zählen mag, in innigster Liebe verband. Zu idealisch für diese Welt, darum konnte er nicht lange so bestehen bleiben. Cajus Reventlow (der Schwager) entschloß sich nämlich plötzlich, seinen Abschied als Kanzleipräsident zu fordern, und zog nach Altenhof in Schleswig. Es war ein Opfer, welches er seinen Grundsätzen brachte. Er wollte nicht die Hand bieten zu dem Eingriff, den die dänische Regierung in die Privilegien Holsteins zu thun im Begriffe stand, indem sie dem Lande eine Steuer auferlegte, ohne die Einwilligung der Ritterschaft und Landstände einzuholen.

Ist meiner Feder die Schilderung des Lebens in Bernstorff in jenem Sommer (1802) einigermaßen gelungen, so wird der Leser das

Bild eines glücklichen Familienlebens haben, wie es auf Erden nur selten vorkommt. Unter demselben gesegneten Dache hausten in brüderlicher Eintracht und Liebe die Onkel Christian und Joachim, Sophie war ihrer Beiden Hausfrau und Freundin, zärtliche Gattin dem Einen, innig liebende Schwester dem Anderen. Luise Reventlow, die herrliche, wohnte des Sommers in dem schönen Silleröd und war durch die Entfernung kaum von den Geschwistern getrennt, weil ihre Liebe sie so oft zu einander führte. Von dem Herzensverkehr zwischen Luise und Christian ließe sich viel mehr sagen. Er war früh angeknüpft und dauerte trotz der trennenden Zeit und des trennenden Raums bis an das Ende seines Lebens, dem eben diese schönen geschwisterlichen Verhältnisse einen so bestimmten, einen so freundlichen Farbenton gaben.

Wir bezogen unser Winterquartier in Kiel im gastlichen Hause des Kurators Onkel Fritz Reventlow in der Flemischen Straße, auch Cajus Reventlows und Rankaus zogen nach Kiel. Ich war dort im erweiterten Familienkreis nicht nur sehr glücklich, sondern ich amüsierte mich außerdem dort oft sehr gut; denn führte ich auch die ersten Winter in jener Universitätsstadt nur das fleißige Leben einer Schülerin, die keine Gesellschaften besuchen durfte, so gaben Reventlows Repräsentationsdiners mir neben mancher Langweile doch noch mehr Stoff zum Amusement. So z. B. mußten wir jungen Mädchen allein nach spät gemachter Toilette in den Salon hineintreten; da war denn an der Thür des Komplimentirens kein Ende. Einmal, wo wir auch Asta Münster bei uns hatten, schoben wir die Widerstrebende so gewaltsam vor, daß sie bis in die Mitte des Zimmers hineinslog und dadurch die Eleganz ihrer Verbeugung große Störung erlitt. Als zur Tafel geschritten wurde, näherte sich mit gemessenen Bewegungen ein alter Professor, schien lange zwischen uns zu wählen und bot endlich Charlotte Clausewig den Arm, die aber mit einer tiefen Verbeugung zurücktrat, indem sie auf Asta und mich als die Größeren wies. Darüber aber kamen wir Beide dermaßen ins Lachen, daß der arme Mann sich verblüfft und wohl auch mit Recht erzürnt zurückzog.

Ein anderes Mal ging ich mit meinen Nachbarn auf alle ihre Gespräche ein und that zu meiner eigenen Belustigung, als sei ich in Allem bewandert und in der Literatur recht zu Hause, während ich

noch keinen einzigen Roman und überhaupt wenig Belletristisches gelesen, mir aber über Vieles die Urtheile Anderer gemerkt hatte.

Trotz dieser ganz eigenthümlichen Art von Geselligkeit und mancher anziehenden kleinen Festlichkeiten erbat und erhielt ich von meinen Eltern die Erlaubniß, während des „Umschlags“ *) meine Freundin Caroline Gall auf dem Lande zu besuchen und in Rastorff zu bleiben, indeß Tante Milchen sich in Kiel vergnügte. Caroline v. Gall war wenigstens zwanzig Jahre älter als ich, eine jüngere Freundin aber hätte ich nicht lieber haben, mich nicht besser bei und mit ihr unterhalten, auch nicht von ihr mit mehr Liebe und Vertrauen behandelt werden können. So hat auch diese Freundschaft meiner Entwicklung eine entschiedene Richtung gegeben, und ich verdanke ihr auf alle Weise sehr viel.

Zum 27. Januar, meinem 14. Geburtstage, war ich indeß zurückgekehrt, ward von der lieben Tante Zulchen mit Versen und frommen Aufsätzen, von Neventlow mit einer Uhr und einer Halskette beschenkt, von all den Meinen mit Liebe überhäuft und abends mit einem Ball mir zu Ehren überrascht.

Zum 31. Januar 1803 aber, Neventlows Geburtstag, dichtete mein Vater ein kleines französisches Stück, worin er mir eine Rolle zuwies, die er mir mit unglaublicher Geduld einstudirte. Am 16. Februar hinwiederum wurde das Fest der geliebten und allgemein so hoch verehrten Hausfrau gefeiert; abends brachten wir ihr, in einem Aufzuge geordnet, unsere Wünsche in Verse gekleidet dar, worauf die Aufführung munterer kleiner Stücke folgte, u. A. ward die Herberge im Walde gegeben, worin Josephine Baudissin, die schöne, eine Hauptrolle spielte; sie hatte aber dennoch nur ein Wort zu sagen, dieses eine Wort war: Minuit.

Unser Winteraufenthalt in Kiel war noch nicht geschlossen, als eines Tages meine Niedergeschlagenheit und meine Thränen der Mutter verriethen, was Charlotte und ich in dankbarer Erinnerung der früheren Güte unserer Gouvernante nicht hatte sagen wollen, daß sie nämlich seit ihrem Brautstande von der allerunerträglichsten üblen Laune war; namentlich hatte Charlotte viel zu leiden, diesmal aber war ich das

*) Die Zeit, wo alle Geldgeschäfte, z. B. Zinszahlungen, Regulirung von Erbschaftsangelegenheiten u. s. w. abgemacht wurden. Dazu kamen viele Gutsbesitzer, oft mit ihren Damen, nach Kiel, und so entwickelte sich dort während dieser Zeit eine größere Geselligkeit.

Opfer ihrer Laune gewesen. Ich indeß hatte mir die Ohrfeigen nicht so geduldig gefallen lassen wie die sanfte und verzagte Charlotte. Es war zu einer Scene gekommen; dennoch hätte ich geschwiegen, wenn die Spuren vergossener Thränen mein Geheimniß nicht verrathen hätten. Das Ergebniß der Vorstellungen meiner Mutter war, daß Marianne Randahl unerwartet schnell von unschied und wir uns für unsere ferneren Studien ganz selbst überlassen blieben.

Mitte September 1803 reisten wir abermals nach Seeland. Meine Mutter hatte den dringenden Bitten ihres Bruders Joachim nicht widerstehen können; es war ihm eine so große Beruhigung, der Schwester Pflege für seine Frau gewiß zu sein, die bei ihrer großen Kränklichkeit und nach sieben Jahren der Unterbrechung nicht ohne Sorge ihrem Wochenbette entgegen sah. Bis zu der entscheidenden Stunde übernahm ich einen großen Theil ihrer Pflege, ich weilte oft ganze Tage an ihrem Lager, las ihr vor, suchte sie auf alle Weise zu erheitern, und mein Streben gelang mir, weil sie gar so liebevoll nachsichtig für mich war, sich so gern zu meinem kindischen Geschwätz herabließ, mit mir und über mich lachte. Am 29. September ward ich jedoch früh hinüber zu Bruns gesandt, und als ich gerufen zurückeilte, reichte mir meine liebe Tante Sophie aus ihrem Bett ein hübsches kleines Mädchen entgegen, welches ich mit Jubel auf meine Arme nahm. Ich durfte dieses liebe Kleinod viel und oft umhertragen, durfte auch bei ihr zu Gevatter stehen, obgleich dazu eine Dispensation eingeholt werden mußte, weil ich noch nicht eingeseget war.

Mit ganz besonderer Bedeutung legte die holde Mutter mir das Kind als Pathchen ans Herz, und ihre mütterliche Liebe für mich legte damals dieser Handlung einen großen Werth bei, obgleich weder sie noch ich ahnen konnten, wie weis sagend sie war und welche ganz anderen Bande als die der Gevatterschaft dieses Kind und mich einst verbinden würden. Ein himmelblau Ringelchen mit Henriettens Namen trage ich seit jenem Tage der Taufe in doppelter Erinnerung an die theure Geberin desselben.

An dem nämlichen Tage, durch dieselbe Tauffeier ward die kleine Fanny Rankau in den Christenbund aufgenommen. Maßmann, der Pfarrer der deutschen Gemeinde auf Christianshafen, verrichtete die heilige Handlung. Es fehlte dem guten Manne bei seiner freudigen

Nührung als wahrer Freund der Familie nicht an der Würde, welche man von dem Geistlichen erwartet; aber nach der Feier fiel er ganz in die ihm eigene Jovialität zurück, und als er mich, die geschmückte Taufzeugin, in den Armen der Tanten und Oheime sah, da brach sein grober Scherz in die unzarte Frage aus: ob er nun nicht auch gleich die Trauung ausrichten solle, indem er auf mich und den hochverehrten Onkel Christian wies, während ich kaum den Sinn dieses Scherzes faßte.

Der Onkel Jochen hatte versprochen, uns heim zu begleiten; ihn fesselten aber die Geschäfte, so daß wir erst den 10. oder 12. Dezember abreisen konnten. Diese Trennung war zwar schwer, aber es trieb uns mächtig zurück zu unserem lieben André, der diesmal daheim geblieben und jetzt vom Keuchhusten befallen war. Abends in Korsör angelangt, hören wir, daß unser Gepäc eben glücklich den Belt passirt hat, daß der Wind gut und kein Eis zu sehen ist. Um vier Uhr morgens wollen wir auch hinüber, und siehe da, undurchdringliche Eismassen sperren uns den Weg. So müssen wir denn mit der heißen Sehnsucht zu den geliebten Fernen in Kiel und mit der Furcht im Herzen, dieses erwünschte Ziel nicht vor dem eintretenden Frühling erreichen zu können, acht tödliche, trübseelige Tage in dem schlechten kleinen Gasthause, noch dazu ohne Arbeit, ohne Bücher zubringen. Es gab da wahrhaft tragische Scenen, wenn meine Mutter nach langem Ausschauen auf die öde blaugrüne Eisfläche unseren Reismarschall mit Bitten bestürmte, er möge uns in Eisbooten übersetzen lassen. Da dies aber sogar für Männer ein höchst gefährliches, für Frauen aber gar nicht durchzuführendes Unternehmen ist, so weigerte er sich standhaft und brachte sie dadurch in Verzweiflung, denn es war sehr möglich, daß die Passage erst in Monaten aufging. Solch eine Ueberfahrt in Eisbooten läßt sich nur bewerkstelligen, wenn man durch die Eisschollen durchlavirt, oder, sind solche zu ausgedehnt, dieselben besteigt und das Boot hinter sich wegzieht. Dabei gelingt es einem selten, in einem Tage die vier Meilen zurückzulegen; man übernachtet dann auf einer kleinen in der Mitte liegenden Insel, wo man nicht selten einfriert (denn die einzige kleine Hütte, die sich auf dieser Insel befand, bietet kaum ein Obdach) und wahre Hungersnoth leidet. So war es damals; seitdem mag aber wohl ein Wirthshaus dort erbaut sein. Endlich,

endlich scheint der Wind den Uebergang frei gemacht zu haben, wir schiffen uns auf der gewohnten Schacke (einem Ueberfahrtschiff) ein, laviren sechs Stunden lang zwischen den noch übrigen Eisschollen und müssen unverrichteter Sache, zum Tode krank, wieder umkehren! O das gab ein Jammern, ein herzbrechendes Klagen und Weinen! Nach einer Woche des Bangens aber werden wir doch erlöst und kommen noch zum Sylvester in Kiel an. Das schöne Weihnachtsfest hatten wir in der peinlichsten Erwartung zugebracht, uns sehnend, in trüben kleinen Zimmern schmachtend, nur von dem Einen, dem unerreichbar scheinenden Ziele redend, strickend und, aus Mangel an Baumwolle, immer wieder auf-trennend, was wir gestrickt hatten.

Aber wie bald war all diese Noth vergessen, da wir meinen Bruder kaum noch leidend und so viel liebe Freunde und Verwandte in Kiel versammelt fanden, von denen uns ein gar so schöner Empfang ward. Gräfin Münster freilich hatte unsere traute kleine Seefstadt verlassen und war nach Cutin gezogen, dafür aber hatten Rankaus die kleine freundliche Seeburg, am Kieler Hafen gelegen, zu ihrer Residenz erwählt, während auf Rastorff ein neues Haus gebaut wurde. Cajus Reventlow mit seiner Familie hatte sich für diesen und die folgenden Winter ebenfalls in Kiel eingerichtet, nachdem er seinen Abschied in Kopenhagen genommen, und diesem einzig schönen Familienkreis fehlte auch der Zuwachs eines jungen Ehepaars nicht, denn mein Onkel Fritz Bernstorff, seines Herumtreibens müde, hatte sich eine Frau gesucht und in Ferdinandine Freiin v. Hammerstein (geboren 1783) einen wahren Schatz gefunden, den er, während wir in Kopenhagen weilten, unserer Familie zugeführt hatte. Jetzt ward uns die Freude ihrer Bekanntschaft; wir fanden sie in Kiel schon völlig eingewohnt in dem Kramerschen Eckhause nach dem Schlosse zu, von wo sie aber alle Abende unsere Vereine besuchten, die mehrentheils im Reventlowschen Hause stattfanden. An Mandinens ideal-lieblicher Erscheinung hatten Alt und Jung gleiche Freude, ich aber erfor sie mir zum Vorbild und zur Freundin; sie war so unaussprechlich liebevoll für mich, daß mich ihr Umgang hoch beglückte.

Meine liebe gütige Großmutter Bernstorff bewohnte das Parterre des uns benachbarten gräßlich Holsteinschen Hauses; sie versammelte oft die Jugend um sich und nahm dann theil an den Verstandespielen, die damals recht im Gange bei uns waren. Nach einem solchen Abende nun

ließen sich unsere Portehaisenträger vergebens erwarten; es ward spät, es regnete, wir waren heiß von brausenden Spielen und Tanzen, die Verlegenheit der sorgsamen Großmama war groß, siehe, da hießen die beiden Riesen, Onkel Magnus und sein Freund Dahl, Charlotte und mir, uns getrost in die Portehaise setzen, welche die Träger zurückgelassen hatten, und trugen uns im Sturmschritte heim.

Meinen Geburtstag feierten diesmal Rankaus in der Seeburg mit einem sehr munteren Ball, und Charlotte und mich setzte es in keine zu große Verlegenheit, als wir auf freundliches Begehren der Gesellschaft das kürzlich in Kopenhagen bei Laurent erlernte menuet à la reine, nicht ganz ohne Prätension, vortanzten.

Den 26. Mai beglückte die Geburt des kleinen Hermann Bernstorff, ältesten Sohnes von Fritz und Mandine, den in Kiel vereinten Familienkreis, und ich war nicht wenig entzückt über den schönen Knaben.

Unser Beisammensein in Kiel spann sich fast bis Ende Juni aus. Tante Zulchen Reventlow hatte immer den Moment nicht finden können, ihre Rückreise nach Emtendorf zu unternehmen, denn diese drei Meilen waren schon viel zu viel für ihren martervollen Zustand. Ihr Gemahl aber fand sich ebenfalls auf seiner Stelle als Kurator der Hochschule in Kiel mehr oder minder gefesselt, so daß er sich die Verlängerung gefallen ließ. Diese Stellung war ihm indeß kürzlich sehr verleidet worden, sie hatte ihm in diesem Jahre den herbsten Kummer bereitet. Es war nämlich die Oberaufsicht über das Seminar damit verbunden, und da hatte es ihm und seiner Frau, deren Lebenszweck ja recht eigentlich die Verbreitung des Christenthums war, längst am Herzen genagt, daß hier den jungen Leuten nur Nationalismus gepredigt ward. Endlich konnten sie den Lehrer absetzen und beriefen nun den alten Hermes aus Berlin dahin. Diese Berufung erregte indeß viel Widerspruch, es erschienen sehr bittere anonyme Flugschriften gegen Reventlow und dessen Verfahren, die er, wie es uns schien, sehr genügend beantwortete. Es war die Sitte in dem Reventlowschen Hause, daß die Genossen desselben, Kinder und Leute, an Allem theilnahmen, was den Hausherrn bewegte. Alles ward laut vor dem Bette der Kranken besprochen, und so ist es mir noch, als habe auch ich an dem vorher erwähnten Federkrieg thätig theilgenommen. Die Antworten wurden so, wie sie entstanden, paragraphenweise vorgelesen und durchgenommen.

Mir ist der Eindruck von einigen Predigten, welche Hermes in unserem Hause hielt, nicht verloren gegangen. Eben weil man damals von den Kanzeln in Holstein wenn auch nicht immer Rationalismus, so doch nur kalte Tugendlehre predigen hörte, ergriff mich diese Verkündigung des echten Christenglaubens sehr tief! Es war freilich nur dieselbe, welche Tante Julchens Unterricht mich früh gelehrt, die der Hausherr alle Sonntage in Kramerschen Predigten vortrug; aber dennoch tönnten mir die Worte dieses frommen Eiferers noch ergreifender als alles früher Gehörte in die Seele hinein!

Eigentlich hatte ich in diesem Frühjahr eingeseget werden sollen; aber eben weil bei der großen Vereinigung von Verwandten in Kiel die richtige Sammlung unmöglich ward, so mußte sie bis in den Herbst hinein verschoben werden! Ich sehnte mich zwar danach, war aber dennoch zufrieden damit, daß man meinem leicht zerstreuten Gemüth auf diese Weise zu Hülfe kam, und sah nun dem ruhigeren Herbst und dem Segen, den er mir bereiten sollte, mit innigem Verlangen entgegen.

Einige köstliche Landpartien, an denen auch der liebe, kürzlich wieder mit dem Kronprinzen nach Holstein herübergekommene Onkel Christian theilnahm, schlossen für diesmal unseren langen Kieler Aufenthalt in sehr gemüthlicher Art, indem die Naturschönheiten mit der Liebenswürdigkeit der Gesellschaft wetteiferten, ihm einen unvergeßlichen Eindruck zu verleihen. Die herrlichen Wälder von Windebye wurden durchstreift; man vertraute sich auch den Wellen des freundlichen Hafens an und besuchte die schönsten Punkte seiner Ufer, als: Dorfgarten, Neumühlen und die Rigeberge; Musik begleitete die Rückfahrten. Endlich gestaltete sich auch der Abend des 23. Juni 1804 zu einem wahren Fest der Wehmuth durch ein herrliches Konzert auf dem Wasser, das wir von der Seeburg aus mit lebhaftem Genuß anhörten und mit einer doppelten Rührung, weil wir am nächsten Morgen scheiden, von all den Lieben lassen und nach Hasselburg abreisen sollten. Dieser trübe Trennungsmorgen entführte uns denn nach der mir zwar lieben, jetzt jedoch fast öde erscheinenden Heimath. Da lebten wir fortan sehr still; all unsere Beschäftigungen galten nur dem großen Wendepunkt unseres Lebens, unserer Konfirmation. Aber auch von Hasselburg aus gab es noch einige fröhliche, zerstreuende Ausflüge. Zuerst wurden wir nach Gutin berufen, um Fritz und Nandine noch einmal

auf der Durchreise zu sehen, wo sich mir der Holden Bild mit dem Säugling im Arm sehr lieblich einprägte. Die größte Freude aber gewährte uns der Besuch des lieben Onkels Christian. Er begleitete den Kronprinzen auf einer militärischen Inspektionsreise und wußte sich einige Tage für uns abzumüßigen. O wie glücklich waren wir da, ihn zu besitzen; wie ward zwischen den Geschwistern von Herz zu Herz geredet, wie selig war ich, wenn ich diesen Mittheilungen horchen durfte, und wie unvergeßlich bleibt mir dieser kurze, aber viel gebende Aufenthalt des lieben Onkels! Freilich wurde er auf eigene Weise gestört: einmal durch einen Brand in meiner Stube, der die Spiegelwand und den Tisch beinahe verzehrte, und dann eines Morgens dadurch, daß Onkel Christian, die rechte Zimmerthür verfehrend, bis vor das Bett der fremden Demoiselle Ponatz drang, die beinahe den Tod vor Schreck bekam. Sie war Gouvernante bei Susanne und mit Baudiffins gerade zum Besuch in Haffelburg.

Sehr ungeru und nur weil die wahre Liebe zu seinem Kinde siegte, entließ der liebe Vater uns schon früh im Herbst, schon den 1. Oktober 1804, damit ich und Charlotte unter Julia Reventlows Leitung in Emkendorf noch den letzten Unterricht in der Religion vor unserer Einsegnung genossen. Pastor Struck aus Westensee kam wöchentlich zweimal, jedesmal auf mehrere Stunden zu uns. Der Engel, Tante Zulchen, ging unsere Aufsätze mit uns durch, widmete uns auf diese Weise viel Zeit, und das mit einer Inbrunst der Liebe, die wohl schwerlich ihr Ziel ganz verfehlen konnte. Es waren zwei Monate der stillsten, heiligsten Vorbereitung, der Weihe möchte ich sie nennen! Zum 18. November, dem Tage unserer Einsegnung, vereinigten sich mehrere meiner Verwandten in Emkendorf. Sie nahmen theil an der die Spätabende beschließenden Lektüre des Messias und genossen mit uns am 18. d. Mts. das heilige Abendmahl nach der Konfirmation.

Zur größten Besorgniß meiner Eltern war an dem Tage unserer sechs Stunden währenden Einsegnung die furchtbarste Kälte eingetreten, die in der Kirche um so fühlbarer gewesen sein soll, weil darin zwar viele Menschen, welche an uns Interesse nahmen, versammelt waren, aber doch keine sie vollständig füllende Sonntagsgemeinde. Die liebe Tante, die für das körperliche Wohl aller derer, welche in ihren Bereich

kamen, ebenso treu sorgte wie für das Heil der Seelen, hatte noch eiligst Sammet und Spitzen kommen und uns warme Mantillen davon machen lassen.

Mein Herz blieb während der heiligen Handlung für alle äußeren Eindrücke gänzlich verschlossen. Ich glaubte den Himmel offen zu sehen, als ich niederknien und mein Gelübde ablegen durfte, als ich neben meiner geliebten Mutter zum ersten Mal des heiligen Sakramentes theilhaftig wurde!

Acht Tage später ließ die theure Tante, welche uns nur mit ihrer Fürbitte nach der Kirche hatte begleiten können, sich in ihrem Bette das heilige Abendmahl reichen. Es ward Charlotten und mir vorgeschlagen, daran theilzunehmen, wir aber glaubten, durchdrungen von der Wichtigkeit einer vollständigen Vorbereitung, uns dieses hohe Glück versagen zu müssen, weil der Vorschlag erst in derselben Stunde an uns ergangen, wir also unvorbereitet hätten hinzutreten müssen.

Wie verschieden davon würde ich jetzt einen Fall der Art beurtheilen, wie habe ich anders denken gelernt. Die selbstgemachte Vorbereitung bewirkt so wenig, und ist nur kein Bann irgend einer Art im Herzen, ist es diesem nur rechter Ernst um die Heiligung, und ist die Bitte um Gnade aufrichtig, so wird der Herr die Vorbereitung schon selbst übernehmen und braucht dazu nicht vieler Zeit! Damals war mir zwar schon unverdient manche Gnade in geistlichen Dingen vom Herrn geworden, die herrliche Tante hatte mich auch durch die Inbrunst ihrer Liebe sehr erwärmt, mich bis an die Schwelle des Heiligthums geführt; aber die Freiheit der Kinder Gottes war mir noch unbekannt geblieben! Es war noch die Gesezesherrschaft, deren Zuchttruthe mich oft recht bange machte, namentlich bald nach meiner köstlichen Einsegnung, als in den letzten Tagen desselben Monats, der mir in so ernstern Beschäftigungen verfloßen war, eine Einladung aus Knoop an uns erging zur Geburtstagsfeier des alten Grafen Baudissin. Man nahm mich aber trotz meiner Einwendungen mit, und ich tanzte nachher auch mit gewohnter Fröhlichkeit.

Ehe ich diesen Herbst verlasse, muß ich des Weltereignisses gedenken, das in jenen Tagen unser Aller Augen nach Frankreich lenkte, denn an eben jenem 2. Dezember setzte sich Napoleon Bonaparte auf den Thron der Bourbonen, nachdem er eben vorher einen Sprößling jenes Hauses, den Herzog von Enghien, hatte ermorden lassen.

Wir kehrten nicht nach Emkendorf zurück, sondern bezogen gleich die Winterquartiere in Kiel, wo auch Tante Zulchen kurz vor Weihnachten anlangte, erschöpft von der Reise, die sie größtentheils in einer Sänfte hatte zurücklegen müssen, die von ihren Bauern getragen wurde.

Die dreifache Bescheerung am Weihnachts-Heiligabend in den beiden Häusern Reventlow und Rankau war ebenso liebevoll ausgedacht wie glänzend ausgeführt; u. A. kleidete sie mich vollständig, nach damaligem Maßstab sehr elegant, zu den bevorstehenden Winterfestlichkeiten ein, an denen ich diesmal als schon Eingeseignete noch mehr Antheil nehmen sollte als im vorigen Jahre. Der Sylvesterabend ward, wie immer bei Reventlows, recht ernst und feierlich mit Musik begangen. Diesmal trat zu unserer freudigsten Ueberraschung mein Onkel Magnus, von Altona kommend, in den Kreis, gerade als das Neujahrslied von Voß angestimmt wurde! Die wehmüthig feierlichen Anklänge dieser einfachen Dichtung hallten noch lange in meinem Innern nach, sie verliehen dem heiteren Treiben der Gegenwart beinahe einen trüben Anstrich, wie eine Ahnung, die ich in Erfüllung gehen sah, als am 23. oder 24. Januar 1805 die Nachricht von meines guten Großvaters Dernath Tode uns traf! Doppelt schmerzlich ergriff sie mich, weil ich in der Ungewißheit der Begebnisse in der Ferne gerade am Todestage, dem 18. d. Mts., mit so großer Fröhlichkeit an dem Ball, den Hardenberg gab, theilgenommen hatte und von Anfang bis Ende sehr munter gewesen war.

Einmal noch hatte meine Mutter ihn mit mir in Wismar besucht; ich hatte mir den letzten Segen des vortrefflichen Greises einholen dürfen. Es war Ende Juni 1803, als wir von Haffelburg sehr früh am Morgen ausfuhren und abends, fast geräbert auf den schlechten Wegen im Stuhlwagen, von der Sonne verbrannt in Wismar ankamen und da einige Tage recht verzogen, recht auf Händen getragen wurden. Wir nahmen den Eindruck von dort mit zurück, daß der liebe alte Mann sich in seinem selbstgewählten Exil ein ihn sehr befriedigendes Dasein geschaffen hatte. Er lebte in einer großen und angenehmen Geselligkeit, die ihm jetzt in seinem Alter viel besser zusagte als das Landleben. Er war der Mittelpunkt, um den sich die Wismarer Welt bewegte, der sie dank seinen gesellschaftlichen Gaben erheiterte. Er sah gern vergnügte und glückliche Menschen um sich. Die Stadt verdankte

ihm die Verschönerung ihrer damals noch vollkommen kahlen und baumlosen Umgebung. Er war es, der zuerst Promenaden anlegte, er bildete den Geschmack der Bewohner dieses kleinen handeltreibenden Seehafens, er leitete die Betriebsamkeit der Einwohner auf Gartenanlagen und Anpflanzungen. Jetzt soll Wismar schattige Anlagen in Menge besitzen, aber Niemand erinnert sich der Zeit, wo Wismar ganz kahl da lag und man vergebens Bäume oder Sträucher da suchte, wo der Krieg Alles bis auf vier oder fünf ehrwürdige Bäume, die bei der Belagerung gerettet worden waren, zerstört hatte; Niemand gedenkt noch des menschenfreundlichen Greises, der zuerst dieselben Anlagen pflanzte, deren Schatten die jetzigen Generationen erquickt!

Im Frühjahr 1805 erfreuten wir uns wieder eines schönen Familienvereins. Die Geschwister aus Kopenhagen hielten sich auf ihrer Durchreise nach Pyrmont einige Wochen in Holstein auf. Es fehlten nur Fritz und Nandine, um den Kreis der Geschwister zu vervollständigen, und wir wünschten sie gar sehr nachher!

Onkel Joachim und Sophie wieder bei uns zu haben, sie, die so lange kinderlos geblieben waren, nun mit zwei holdseligen Töchterchen zu sehen (denn zu meinem Pathchen Henriette war 1805 die liebliche kleine Marianne hinzugekommen), war unendlich beglückend! Aber auch hier fehlte der Dämpfer aller irdischen Herrlichkeit und Freude nicht; wir wurden bald gewahr, wie äußerst schwach die Mutter sei und wie sie diese Schwäche noch durch die übertriebenste Angstlichkeit für ihre Kinder auf eine beinahe unverantwortliche Weise vermehrte.

Bis gegen Ende Juni blieben wir in Kiel zusammen, dann trennten wir uns nach allen Richtungen hin. Tante Sophie nahm Charlotte, deren Gesundheit einer Kur sehr bedurfte, mit nach Pyrmont, und wir dagegen entführten Tante Milchen Rangaus zwei jüngste Töchter Agnes und Mathilde mit uns nach Hasselburg. Sie zog mit den zwei ältesten nach Bernstorff, um dem dort allein zurückgebliebenen Bruder Christian Gesellschaft zu leisten. Bald gesellte sich auch der Bruder Magnus zu ihnen, brachte aber eine so ungewöhnlich düstere Laune mit, daß seine ältere Schwester, seine frühere Vertraute, irre an seiner Liebe, ja an dem Schweigsamen selbst ward. Sie wandte sich schriftlich an meine Mutter und fragte, ob er und ich uns entzweit. Mir wurde zu meinem höchsten Erstaunen diese Frage und dann die mir völlig fremd ge-

bliebene Verhandlung eröffnet, wie er im vorigen Herbst, um die Zeit meiner Einsegnung, meine Hand von den Eltern begehrt, doch die Antwort erhalten habe, er möge nach einem Jahre wiederkommen, bis dahin aber mir, meiner Jugend wegen, keine Anträge machen. Ich theilte meiner Mutter dagegen ganz offen mit, wie er sich seit einigen Jahren so innig liebevoll gegen mich bezeigt, mir indeß nie von Liebe geredet habe. Nun aber sei sein Betragen mir gegenüber seit seinem letzten Aufenthalt in Altona so verändert, besonders so ungleich gewesen, so stürmisch und dann wieder so kalt, daß es mir viel Kummer gemacht habe. Jedoch erst seit seinem letzten Besuch hier in Haffelsburg sei ich endlich zu dem Ergebniß gelangt, daß er sich gänzlich von mir abgewandt und seine Zuneigung wohl einer Anderen geschenkt habe. Abgewandt hatte er sich wirklich, denn als Tante Milchen ihn nach seinen Plänen für den kommenden Herbst fragte, antwortete er wie ein verzogenes unartiges Kind, daß die Gebundenheit meinen Eltern gegenüber ihn belästige, er habe große Reisepläne u. s. w. Natürlich sprach sie ihn nun im Auftrage der Eltern ganz los von jeder Verbindlichkeit, und ich war tout de bon plantirt und recht sehr betrübt darüber und recht sehr empört nebenher.

Der Herbst 1805 war schon herangekommen, als die liebe Tante Sophie, von Pyrmont heimkehrend, uns Charlotte am 3. Oktober zurückbrachte. Die Tage und Wochen verstrichen im stillen Haffelsburg mit der süßen Tante Sophie und ihren zwei holden kleinen Mägdelein nur zu schnell, und dann gab es einen Abschied, der tief ins innerste Leben eingriff, und doch ahnte uns nicht, daß wir sie nicht wiedersehen sollten.

In diesem Herbst 1805 war unser ganzes Interesse durch den unglücklichen deutsch-französischen Krieg gefesselt. Zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, folgten wir jeder Nachricht, bis die Kunde von der verlorenen Dreikaiserschlacht bei Austerlitz alle Hoffnungen vernichtete und der Preßburger Friede tiefe Trauer über die Gegenwart ausbreitete.

